

Günther Schubert

# Jugenderinnerungen



## **Vorwort**

Meine geschriebenen Zeilen sollen eine Antwort auf Fragen sein, die meist von jüngeren Leuten an einen Kriegsteilnehmer gestellt werden. Dabei denke ich besonders an meinen Enkel Peter, dem ich diese Niederschrift widme.

Die Erlebnisse liegen zirka sechzig Jahre zurück und das Erinnerungsvermögen ist dementsprechend.

Wenn sich meine Jahrgänge an die Kriegszeit erinnern, so werden sie heute noch traurig sein, einige der schönsten Jugendjahre, die das Leben nur einmal bietet, eingebüßt zu haben.

Dem Leser sei versichert, dass meine Erlebnisse der Wahrheit entsprechen und mit Dichtung nichts zu tun haben.

Ich habe keinen Verlag und somit auch keinen Lektor für meine Erinnerungen interessiert. Damit besteht kein Anspruch auf eine wissenschaftliche Genauigkeit beim Ablauf meiner Erlebnisse.

Dresden, im Juli 2001

Nach meiner Lehrzeit an der Musikschule wurde ich 1942 zur Marine einberufen, um bei dieser Waffengattung für Volk und Vaterland meinen Dienst zu tun.

## **Ausbildung**

Ausgebildet, also meine Rekrutenzeit, habe ich in Bergen ob Zoom in Holland absolviert.

Wenn ich daran zurückdenke, muss ich an eine Duplizität der Fälle erinnert werden. Mein Vater, Jahrgang 1890, diente aktiv beim 19. Infanterie-Regiment von 1911 bis 1913 in Lauban i./Schlesien. Als seine Kompanie zusammengestellt war, wurde sie vom Spieß nach der Meldung begrüßt. Diesen Hauptfeldwebel nennt man die „Mutter der Kompanie“. Es kam der Befehl: „1. Glied zwei Schritt, 2. Glied ein Schritt vortreten“!

Nun hatte der Vorgesetzte Platz, wenn er durch die Reihen ging, jedem aus nächster Nähe in die Augen zu sehen. Als er vor meinem Vater stand, sagte er zu ihm: „Sie hässliche Fresse“. Ich kann mir vorstellen, was in diesem Moment in meinem Vater vorging. Er wird während der zwei Jahre aktiver Dienstzeit immer versucht haben, diesen Mann zu umgehen.

31 Jahre später stehe ich, „sein Sohn“, auch mit der Kompanie auf dem Kasernenhof angetreten, und wir erwarten unseren Spieß. Mit dem Unterschied, dass wir noch nicht eingekleidet waren und alle noch im Zivilanzug dastanden.

Mir persönlich war das Erkunden der Gegend und Umgegend wichtiger als das Kennen lernen dieses Herren. Meine Kopfbewegungen lösten bei ihm ein Missfallen aus und er schrie: „Der im hellgrauen Anzug fallen Sie um!“ Ich lag schon auf der Nase und hatte noch meine Zivilsachen an. Noch heute möchte ich für diese Unverschämtheit diesem Hauptfeldwebel die Reinigungskosten in Rechnung stellen.

Die ganze Zeit als Rekrut musste ich versuchen, wenn ich den Spieß erspähte, an ihm, ohne dass er von mir Notiz nahm, vorbeizukommen. Sehr oft schickte er mich mit der Begründung zurück, mein militärischer Gruß entspricht nicht der Dienstvorschrift. Um ehrlich zu sein, ganz Unrecht hatte er nicht; war doch mein Grüßen immer mit einem hämischen Grinsen verbunden.

Drei Disziplinen, das Schießen, das Grüßen und der Sport machten mir bei der Ausbildung Schwierigkeiten. Beim Grüßen - ich erwähnte es schon - konnte ich einfach nicht ernst bleiben. Beim Schießen war es die Meldung nach dem Schuss. Es musste gemeldet werden, wie man vom Ziel abgekommen ist. Meistens hatte ich eine Falschmeldung abgegeben, die immer das Umrunden der

Schießanlage mit hinlegen, auf marsch - marsch usw. einbrachte. Bei diesem Umrunden hatten meine Gruppenkameraden eine längere Pause, wofür sie mir stets dankbar waren.

Wenn ich heute bedenke, dass ich manchmal noch nicht einmal die Schießscheibe getroffen habe, wäre schon damals eine Brille notwendig gewesen. Auch der Knall am Ohr wirkte sich negativ auf mein Gehör aus.

Der Sport wurde bei der Marine ganz groß geschrieben. Neben sonstigen Übungen, die wer weiß für alles gut waren, war eines Tages Hechtrolle angesagt. Für einen Sportler, der seinen Körper trainiert hat, mag das wohl keine große Hürde bedeuten. Für mich, der vier Jahre vorher in dieser Richtung überhaupt nichts getan hat, war es schon problematisch. Diese Hechtrolle wurde bis zu neun Mann gehockt übersprungen. Leider, oder „Gott sei Dank“, kam ich bei einem Sprung in der Luft nicht ganz herum und knallte mit der linken Schulter auf die Matte. Das Resultat: linkes Schlüsselbein gebrochen. Schon als Kind war mir dasselbe beim Fußball passiert. Mein Vater war damals sehr zornig. Hatte er mir doch das Fußballspielen verboten, um alles zu vermeiden, was meinen späteren Beruf beeinträchtigen konnte.

Es ging nun ab ins Lazarett, wo ich von den Ärzten versorgt wurde.

Die Heilung vollzog sich ohne Schmerzen und somit war es für mich eine willkommene Zäsur während meiner Ausbildung. Nach der Entlassung aus dem Lazarett, - wie lange ich drin war, weiß ich nicht mehr - ging es im alten Trott weiter. Natürlich verschaffte ich mir durch markierte Schmerzen, die ja keiner nachprüfen konnte, irgendwelche Vorteile. Wenn mir Übungen gar nicht passten, tat mir die linke Schulter so weh, dass ich beim besten Willen den Befehl nicht ausführen konnte.

Neben dem Gruppenführer, der wohl ein Obermaat war, gab es noch einen Zugführer und den Kompaniechef.

Mit dem Letztgenannten habe ich keine Kontakte gehabt, aber mit dem Zugführer um so mehr. Der Zugführer war ein älterer Reserveoffizier im Rang eines - ich glaube Leutnant oder Oberleutnant - und im Zivilberuf war er ein Bankbeamter. Warum ich ihm gerade sympathisch war, die Frage kann ich auch heute noch nicht beantworten. Sehr oft hatte er seine schützende Hand über mich gehalten. Es gäbe noch vieles von dieser Zeit zu berichten, denn jeden Tag gab es für uns Rekruten erneute Überraschungen, vor allen Dingen, wenn nicht alles so klappte, wie es die Vorgesetzten verlangten. Dann wurden Strafen ausgesprochen wie zum Beispiel: Maskenball, wo man aller paar Minuten in einer anderen Uniform antreten musste mit anschließendem Spindappell. Oder Revierreinigen mit allem Drum und Dran. Das Schlimmste war Strafexerzieren. Es durfte nur im Beisein vom Offizier

vom Dienst durchgeführt werden. Die Leute wurden so schikaniert und gejagt, dass sie zusammenbrachen und von den Sanitätern auf der Trage in ihre Behausung gebracht werden mussten.

### **Wilhelmshaven**

Nach der Grundausbildung ging jeder Matrose in die Laufbahn, für die er sich entschieden hatte. Wenn kein persönlicher Wunsch vorhanden war, wurde er meist in die seemännische Laufbahn Nr. 1 abkommandiert. Wenn ich mich recht entsinne, gab es 16 Laufbahnen. Die Musikerlaufbahn hatte die Nr. 12.

Meine Abkommandierung hieß nach Wilhelmshaven zum Stabsmusikkorps der Marine. Dieses Musikkorps wurde von einem Stabsmusikmeister mit Namen Schumann, der aus Breslau stammte, geleitet. Mit 14 Anwärtern für die Laufbahn 12 waren wir angereist, und jeder wurde vom Stabsmusikmeister einzeln geprüft. Die Instrumente stellte man uns zur Verfügung. 10 Bewerber wurden gleich wieder abkommandiert und 4 Matrosen hielt er für fähig, die Laufbahn 12 zu beginnen. Wenn ich mich recht entsinne, war bei den Vieren ein Oboer dabei, der seine Abkommandierung zuerst erhielt. Die Kommandierung der beiden anderen ließ nicht lange auf sich warten. Die Standorte, wohin sie mussten, sind mir nicht mehr gegenwärtig.

Ich blieb erst mal übrig und merkte sehr bald, dass man an mir Interesse hatte. Für einen erkrankten lang gedienten Stabsoberfeldwebel (ich nehme diesen Dienstgrad an) musste ich als Stehgeiger eine große Besetzung übernehmen, die an jedem Wochenende in Wilhelmshaven im Zillertal spielte. Es war keine große Hürde für mich, habe ich doch auf der Musikschule sehr oft großen Besetzungen vorgestanden. Das Problem war ein ganz anderes. Die außerdienstlichen Geschäfte - oder Mucken, wie wir in unserem Beruf sagen, - wurden im Zivilanzug gespielt. Ich bekam den Befehl, mir bis zum Wochenende die erforderliche Kleidung zu besorgen. Jegliches Fragen oder Betteln blieb ohne Erfolg. Ich musste das nun dem Korpsführer melden, der mich anschrie, als hätte ich sonst was verbochen. Er ging mit mir zum Stabsmusikmeister und machte ihm Meldung. Hier ging erneut ein Gewitter nieder.

Er war der Meinung, dass ich mich zu spät bzw. zu wenig um Zivilklamotten gekümmert habe. Das war mir zu viel und ich habe es ihm mit aller Deutlichkeit zu verstehen gegeben, dass seine Meinung eine Unwahrheit darstellt. Daraufhin schwieg er, ging an seinen Schrank und warf mir ein dunkelblaues Jackett in die Arme. Das war alles gut und schön, nur der Mann war wesentlich größer als ich. Mit der Ärmellänge hatte ich die ersten Schwierigkeiten und überhaupt passte alles nicht. Bei aller

Einkleidung fehlte mir immer noch ein Oberhemd mit Binder. Woher ich die beiden Sachen noch bekam weiß ich nicht mehr. Nur gut, dass man die dunkelblaue Uniformhose auch im zivilen Sektor tragen konnte.

Schon zu dieser Zeit, gab es keine Tanzabende mehr. Wir machten also eine anspruchsvolle Unterhaltungsmusik, wie man sie vor dem Krieg in großen Kaffeehäusern hatte. Jedes Wochenende saß das Lokal voll von Frauen, die sich durch unser Spielen ablenken ließen, um nicht ständig mit Angst an ihre Angehörigen, die an der Front waren, zu denken. In dieser Aufmachung mit den geborgten Sachen, wo alles hinten und vorn nicht passte, habe ich keinen Blick ins Publikum gewagt.

Am ersten Abend, wo ich glaubte, eine Pause ist fällig, habe ich dieselbe angesagt. Das empfanden meine Mitstreiter, die schon 14 und mehr Dienstjahre auf dem Buckel hatten als eine Zumutung, dass so ein junger Matrose „Arsch“ (das war der geläufige Beiname) es wagt, eine Pause anzusagen. Sofort stand der Dienstälteste auf und befahl mir, das in Zukunft zu unterlassen.

Nicht immer ist es beim Militär ein Vorteil, wenn der Untergebene fachlich mehr kann als der Vorgesetzte. Sie werden immer versuchen, das durch andere Maßnahmen zu kompensieren. Später werde ich noch mal auf das Thema zurückkommen.

Damit ich nicht weiter die Sorgen mit der zivilen Kleidung hatte, habe ich meiner Mutter geschrieben und gebeten, mir meinen dunklen Anzug nebst Hemden und Binder und meine Geige zu bringen. Wie eben die Mütter sind, kam sie sofort und brachte mir wunschgemäß die Sachen. Leider hatte ich wenig Zeit für sie, und sie fuhr nach einer Nacht im Hotel wieder nach Hause.

Schon zu dieser Zeit, Ende 1942, gab es des Öfteren in Wilhelmshaven Fliegeralarm, wo auch Bomben fielen. Nicht selten mussten wir unser Programm unterbrechen und mit dem Publikum in den Luftschuttkeller rennen. An einem Wochenende war zwischen Alarm und Bombenabwurf so wenig Zeit, dass wir noch nicht mal unsere Instrumente einpacken konnten. Obwohl an diesem Abend unser Gebäude getroffen wurde, haben unsere Instrumente keinen Schaden genommen.

Wie lange ich in Wilhelmshaven geblieben bin, ist mir nicht mehr gegenwärtig. Eines wusste ich, wenn eine Planstelle für mich da gewesen wäre, hätten sie mich behalten.

Das Spielen im zivilen Sektor war nicht nur eine Nebeneinnahme für die, die da spielten, sondern auch der Stabsmusikmeister forderte seine Prozente.

## **Musikkorps in Lorient**

Ich wartete nun auf meine Abkommandierung und war gespannt, wohin meine Reise geht. Als ich das Ziel meiner Kommandierung kannte, sagte ich mir, schlimmer konnte es nicht kommen. Ich musste zur 11. Unterseebootsflottille nach Lorient an die Westküste von Frankreich. Der Traum für die Laufbahn 12 war wohl ausgeträumt. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ein Musikkorps auf so einem relativ kleinem Boot Platz haben soll.

Die Stadt Lorient war schon zur damaligen Zeit vollkommen zerbombt. Es stand kein Stein mehr auf dem anderen. Wahrscheinlich hing es mit den Unterseebooten zusammen. Zwei Bunker für die Boote standen da, wo die Decke einige Meter stark war. Da konnte keine Bombe den Booten, die darin lagen, etwas anhaben. Nach meiner Frage, wo die Einheit zu finden ist, wohin ich musste, stellte ich fest, dass alle Unterkünfte, eben weil die Stadt zerstört war - außerhalb lagen. Ich musste nach Hennebout, einer kleinen Stadt vor Lorient. Dort lag in einem früheren Kloster die Stützpunktkompanie und das Stabsmusikkorps der Unterseeboote. Der Leiter war der Obermusikmeister Heinz Zieseimer.

Nach meiner Meldung bei dem Vorgesetzten, wurde ich in alles was ich wissen musste, eingewiesen. Die Struktur des Musikkorps war die gleiche wie in Wilhelmshaven. Es waren 6 Mannschaftsdienstgrade und alle weiteren Mitglieder des Blasorchesters ab Maat und höher. Ich nahm wieder die ersten Positionen ein - 1. Tenorhornist und 1. Geiger -.

Bevor das Musikkorps zu den U-Booten kam, war es auf einem Kreuzer stationiert. Dieses Schiff wurde außer Dienst gestellt und somit bekam die Kapelle eine neue Aufgabe. Sie wurde Stabsmusikkorps der U-Boote und der 2. Flottille in Lorient zugeordnet. Die 1. und 9. Flottille lag in Brest, die 2. und 10. in Lorient. Wobei die 2. Flottille die erfolgreichste im Versenken war.

Es hat nicht lange gedauert, so bekam ich meine Aufgaben. Ich musste mit kleiner Besetzung sehr oft in der Offiziersmesse spielen. In diesen Räumen wurde viel gefeiert. Sie hatten auch allen Grund. Keiner der Fahrensleute hatte die Gewähr, die nächste Reise unbeschadet zu überstehen.

Mit der Erfindung von „Radar“, wo man vom Flugzeug aus den Standort der Boote unter Wasser feststellen konnte, haben die englischen Flugzeuge die Kontrolle über unsere U-Bootsflotte ausgeübt. Sie warfen die Wasserbomben und trafen sehr oft. Wir haben es erlebt, dass bei einem Bootseinlaufen in dem Moment, wo die Schlepper das Boot drehten, um in den Bunker hinein zu schieben, - mit eigener Kraft das Boot in den Bunker zu fahren war untersagt - ein feindliches Flugzeug angriff und das Boot vor der Einfahrt versenkte. Viele Matrosen, die keine Wache hatten, standen an Oberdeck zur Begrüßung angetreten. Wie viele damals ihr Leben verloren haben, ist mir

nicht bekannt. Wir wussten, dass gerade dieses Boot draußen versorgt wurde und dadurch ein halbes Jahr auf Feindfahrt war.

Es mag 1943 gewesen sein, da bekamen wir Besuch aus Japan. Ein japanisches U-Boot mit einer Größe von 1200 BRT und einer Länge, dass die großen Eisentüren vom Bunker nicht geschlossen werden konnten. Die Besatzung, fast doppelt so viel wie auf unseren Booten, hatte auf dieser Reise sehr viele Offiziere an Bord, darunter einige Admirale die nach Berlin weiterreisten.

Als Gastgeber lud unser Flo-Chef Kapitän zur See „Karls“ zu einem deutschen Abend ein, wo selbstverständlich deutsch gegessen und getrunken wurde. Das gleiche vollzog sich auch in der Unteroffiziers- und Mannschaftsmesse.

Die Alkoholmengen vertrugen unsere Gäste nicht. Sie saßen recht bald, wie man im Scherz sagt, unter dem Tisch.

Um sich zu revanchieren, luden die japanischen Gäste zu einem japanischen Abend ein, wo u. a. warmer Reiswein gereicht wurde. Am Schluss hatten wir das gleiche Bild, unsere Leute standen wie die deutschen Eichen und die Gastgeber konnten nicht mehr.

Was dieses Boot für eine Aufgabe hatte, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Eines wussten wir, dass sie uns Gold brachten und Quecksilber mitnahmen.

Unsere Matrosen, die Quecksilberflaschen auf das japanische Boot bringen mussten, waren angehalten, ja keine Ratte, die sich an Bord aufhielt, zu töten. Wenn so etwas geschehen würde, säuft das Boot ab. Obwohl jeder Matrose sich an den Befehl gehalten hat, haben die japanischen Freunde ihre Heimat nicht erreicht.

Wenn ich von unserem Offizierskorps gesprochen habe, so darf ich zwei Persönlichkeiten nicht vergessen. Da war zunächst der Korvettenkapitän Friedrich. Ein altgedienter Offizier, der, ich glaube, der Stellvertreter unseres Flo-Chefs war. Mit seiner gebogenen Nase und stechendem Blick wurde er Adlauge genannt. Er fühlte sich für alles verantwortlich und wurde gefürchtet. Es konnte passieren, dass er einen jungen Offizier, der ihn nicht richtig grüßte, zurückschickte, um ihm nochmal die Chance zu geben, seinen Gruß zu revidieren. Schließlich war er meist doppelt so alt wie die jungen Offiziere und im 1. Weltkrieg schon dabei gewesen. Ich werde später noch einmal von ihm sprechen.

Der Zweite, an den ich auch denken muss, war ein Silberling. Das heißt die Kolbenringe am Ärmel waren silbrig und wurden von Verwaltungsoffizieren getragen. Ich kannte seinen Namen nicht und auch sein Betätigungsfeld war mir schon damals nicht ausreichend bekannt. Aber eines wusste ich, die Damen, die in den einzelnen Messen servierten, wurden von ihm engagiert, die Schönsten in der

Offiziersmesse, die zweite Klasse in der Unteroffiziersmesse und was dann übrig blieb zu den Mannschaften. Wer persönliche Beziehungen zu den Mädels pflegte war mir nicht unbekannt. Auslauf- und Einlauftermine konnte man bei den Frauen erfragen.

Die Zeit, wo unsere Boote nach einem Vierteljahr Feindeinsatz mit Fähnchen geschmückt zurückkamen und der Kapitän seinem Flottenchef die Anzahl der versenkten Tonnagen voller Stolz melden konnte, war vorbei. Jeder konnte froh sein, wenn er, ohne Schaden zu nehmen, nach Hause kam.

Gerade in dieser Zeit, da unsere Boote ständig von der feindlichen Luftwaffe angegriffen wurden, wollte unbedingt der Adjutant vom Großadmiral Dönitz - ein gewisser Mohr - wie sein Name geschrieben wurde ist mir unbekannt, auch weiß ich nicht mehr welchen Dienstgrad er besaß -, noch eine Reise machen. Ihm fehlten noch ein paar Tonnen für die Brillanten zum Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern. Mit diesem Ansinnen war G.-A. Dönitz nicht einverstanden. Er wusste auch warum. Nachdem dieser junge Offizier nach mehrmaligen Bitten nun endlich das Ja-Wort von seinem Chef bekommen hatte, konnte die Fahrt beginnen. Zur Verabschiedung war Dönitz selbst anwesend. Es hat nicht viele Stunden gedauert, da war der Funkkontakt unterbrochen. Schon in der Rekrutenkompanie haben wir als Marschlied gesungen: „Auf einem Seemannsgrab, da blühen keine Rosen“.

Im Jahr ein- oder zweimal bekam die 2. Flottille hohen Besuch. Großadmiral Dönitz war der hohe Gast und aus diesem Anlass waren alle angetreten, die zur Zeit des Besuches an Land waren. Es begann mit der Stützpunktkompanie und endete mit den Bootsbesatzungen, die sich im Hafen befanden. Beim Abschreiten der Front spielten wir den Präsentiermarsch und im Anschluss folgte die Ansprache von ihm. Damit alle gut verstehen konnten was er sagte, kam der Befehl: „Herumschließen“. Bei seinen Ausführungen stand der Endsieg immer an erster Stelle. Oft sprach er von Erlebnissen, die er als U-Bootskapitän im 1. Weltkrieg hatte. Dabei konnte es sein, dass er sich zu den jungen Offizieren hinwandte und ihnen sagte: „Davon habt ihr Hosenscheißer keine Ahnung“.

Abends in der Offiziersmesse, wurde nach kurzen Ansprachen das Essen und Trinken gereicht. Wir spielten im Vorraum mit passender Lautstärke und erwarteten unseren Großadmiral. Es war immer dasselbe: Er kam heraus, bedankte sich für die schöne Musik und stellte mir als Stehgeiger immer 3 Fragen: „Haben Sie zu essen, haben Sie zu trinken, haben Sie zu rauchen?“ Nach jeder Frage habe ich mit „Jawohl, Herr Großadmiral“ geantwortet, worauf er zufrieden weiter ging. In der Stützpunktkompanie hatten sie einen älteren Obermaat als Neuzugang. Er trug das U-Boots-Abzeichen

aus dem 1. Weltkrieg und stand beim nächsten Besuch von Dönitz bei der Stützpunkt-Kompanie in der ersten Reihe.

Beim Abschreiten der Front entdeckte der Großadmiral diesen Obermaat, blieb vor ihm stehen und fragte ihn, auf welchem Boot er gefahren ist. Die Antwort war eine Nummer. „Was, auf meinem Boot?“ antwortete Dönitz. „Jawohl, Herr Großadmiral.“ Abends zum Empfang in der Offiziersmesse saß der Obermaat neben seinem Großadmiral, um sich an die gemeinsamen Erlebnisse zu erinnern.

Ich möchte zum Musikkorps und somit zu meiner Person zurückkommen.

Wie ich schon berichtete, war die Hauptaufgabe, jedes Bootsein- und -auslaufen musikalisch zu umrahmen. Im allgemeinen geschah das immer morgens gegen 5.00 Uhr. Neben dieser Hauptaufgabe mussten wir abends in den einzelnen Messen zur Unterhaltung spielen und tagsüber den angesetzten Dienst machen. Zum Beispiel Probenarbeit, Einzelübungen, aber auch militärische Aufgaben wie Waffenreinigen, Putz- und Flickstunde usw.

Das fachliche Können – ich erwähnte es schon – brachte mir nicht nur Vorteile, sondern das Gegenteil. Der Korpsführer des Orchesters, ein Stabsoberfeldwebel mit Namen „Volkmann“ hatte es durchgesetzt, dass ich bei ihm Aufklärer mache. Das fuhr mir ja in die Nase. Dem, den ich partout nicht leiden konnte, sollte ich jetzt das Zimmer in Ordnung halten. Der nächste Gedanke war: wie komme ich wieder davon los? Die Reinigung seines Zimmers bestand darin, dass ich um den Teppich herum fegte, den Teppich hoch hob und das Ergebnis darunter schob. Es hat nicht lange gedauert, da war Windstärke 2 angesagt. Der Teppich zeigte Wellen, die dem Bewohner auffielen. Er untersuchte den Zustand und seine Vermutung bestätigte sich. Wutentbrannt schrie er meinen Namen und ich musste antanzen. Was mir in diesem Moment alles an den Kopf geworfen wurde, ist nicht nachvollziehbar. Ich bekam gesagt, dass ich in dem Zimmer nichts mehr zu suchen habe. Na, das war doch ein Wort. Mein Ziel war erreicht.

Durch das Spielen mit kleiner Besetzung, in der meine Mitstreiter außer meinem Pianisten Paul Ott, ein Kamerad aus Bayern, ab Maat und höher waren, entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Dabei denke ich an den aus Hamburg stammenden Obermaat, Charlie Sabel, der Klarinette und Es-Saxophon blies. Immer, wenn Not an Mann war, kam ich auf ihn zurück.

Wir hatten zum Beispiel einen tiefen Waldhornisten mit Namen Matthäus, der ebenfalls im Range eines Obermaats war. Sein Freund war ich nicht, auch er brachte mir keine Sympathie entgegen. Wenn er aber versuchte, sich aufzuspielen, indem er zum Beispiel seine Stiefel in unsere Bude warf und dann schrie: „Putzen“! Ich sah diesen Befehl als Beleidigung an und fragte meinen Charlie Sa-

bel, ob ich den Befehl ausführen muss. Charlie machte kurzen Prozess, nahm die Stiefel, warf sie ihm vor die Füße und sagte: „Selber putzen!“.

Unser Mitbewohner Martin Schade bekam eines Tages die Kommandierung zum Unteroffizierslehrgang. Er war Obergefreiter und Aufklärer beim Obermusikmeister. Nun brauchte der Martin einen Nachfolger als Aufklärer. Weil es sich zwischenzeitlich herumgesprochen hatte, wie meine Qualitäten als Aufklärer sind, so hoffte ich, dass die Wahl nicht auf mich fällt. Leider war meine Hoffnung umsonst. Der Chef bestimmte mich und ich konnte dagegen nichts tun. Ich wusste, dass bei der Wahl nicht der Gedanke im Vordergrund stand, mir was auszuwischen, sondern im Gegenteil, dass er die Meinung hatte, auf mich sei Verlass. Ich wurde also von Martin eingewiesen und dazu noch mit dem Hund, einem schwarz-weiß geflecktem großen Setter, bekannt gemacht. Der Besitzer des Hundes war unser Obermusikmeister. Bald stellte sich heraus, dass ich mit dem Hund weniger Schwierigkeiten hatte als mit unserem Chef. Die Schwierigkeiten begannen mit dem Aufstehen am frühen Morgen. Wenn ich den Befehl bekam, unseren Chef zu einer bestimmten Uhrzeit zu wecken, so habe ich zwar den Befehl ausgeführt, aber leider ohne Erfolg. Er war nicht aufgestanden, kam demzufolge zu spät und schuld daran war der Schubert, weil der ihn nicht geweckt hatte. Ich habe mir das zwar ein paar Mal gefallen lassen, doch dann war meine Geduld zu Ende. Mit dem Martin bin ich in Gedankenaustausch getreten und habe mir Hinweise geben lassen, wie man so einen Langschläfer aus der Koje bekommt. Seine Antwort war: „Zimmerlich darf man nicht sein. Du meldest, wie es Dir befohlen war. Wenn er nicht aufsteht, dann beginnt das Programm, das ich Dir jetzt ansage: Du gehst zum Fenster, machst beide Flügel auf“ – es war im Winter – „und weckst wieder. Dann wird es schön kalt im Zimmer und sollte sich immer noch kein Erfolg einstellen, dann drehst du den Wasserhahn am Waschbecken auf und dabei fängt es unverschämt an zu zischen. Wenn das noch nicht geholfen hat, dann kommt die letzte Möglichkeit. Du meldest zum letzten Mal und ziehst ihm die Bettdecke weg. Mit dieser Methode habe ich immer Erfolg gehabt.“ Den Mut, den mein Vorgänger hatte, musste ich mir erst einmal erwerben. Es dauerte nicht lange und ich war gezwungen, die Hinweise in die Tat umzusetzen. Beim ersten Anlauf kam ich zwar bis zum Wasserhahn, habe aber dann keinen Mut gefunden, ihm die Bettdecke wegzunehmen. Natürlich musste ich mir wieder dieselben Vorwürfe anhören, was eine innerliche Wut bei mir erzeugte. Lange hat es nicht gedauert, da bekam ich die Gelegenheit, meinen Mut zu beweisen. Auch der Hund spielte mit. Ihm hatte ich gelehrt, mit seinem Schwanz gegen die Koje zu schlagen, um das Aufstehen seines Herrchens zu unterstützen. Also wie immer, anklopfen, hineingehen, Meldung machen und abwarten bis er aufsteht. Um nicht noch mittags dazustehen, bis sich der Herr Obermusikmeister aus seiner Koje

herausfindet, begann mein Programm. Ich gebe zu, es war für mich nicht einfach, den Mut zu haben, seine Zudecke wegzuziehen. Hinterher war es für mich eine Genugtuung, es gemacht zu haben. Er stand also auf, stellte sich vor mich hin und sagte in einem nicht gerade liebenswerten Ton: „Ich danke Ihnen für Ihre Mitarbeit, aber jetzt raus!“ Natürlich war ich sehr schnell aus seinem Zimmer verschwunden.

Die Zeit war da, wo ich zum Gefreiten befördert wurde. Mit dieser hohen Charge war es nicht einfach umzugehen, denn es bestand die Meinung, auf die Hohen schießen sie zuerst. Nachdem ich meine Beförderung dem Vorgesetzten (in diesem Fall dem Obermusikmeister), so steht es in der Dienstordnung, gemeldet hatte, sollte ich den Ort der Festlichkeit nennen. Ich konnte in dem Moment seine Frage nicht beantworten.

Nach Rücksprache mit Charlie Sabel, haben wir in der Unteroffiziersmesse gefeiert. Die Runde war schon ganz schön groß als auf einmal die Tür aufging und unser Chef herein spazierte kam. Damit noch nicht genug, der Kompaniechef kam auch noch mit. In dem Objekt, wo die Stützpunktkompanie und das Musikkorps untergebracht war, gab es nur zwei Offiziere. Diese beiden haben es sich auf meine Kosten gut gehen lassen. Ich kann es heute nicht mehr nachvollziehen was alles getrunken wurde, nur eines weiß ich noch, der Champagner ist geflossen.

Wenn ich als Aufklärer mit unserem Chef schon Schwierigkeiten gehabt habe, so gesellte sich an diesem Abend eine neue Variante hinzu. Jedes geleerte Glas warf der Chef nach hinten, wo es an der Wand zerschellte. Diesem Spielchen habe ich nicht lange zugesehen und ihm gesagt, dass wir nun Schluss machen. Da brüllte er mich an, dass er nur der Alleinige ist, der hier bestimmt, wann Schluss gemacht wird.

Also wurde weiter getrunken und die kaputten Gläser nahmen zu. Der Kompaniechef, der dabei saß und sich vielleicht auch nicht getraute, etwas zu sagen, meinte zu mir, ich sollte ihn ins Bett schaffen. Das war erst ein Vorschlag. Natürlich hatte er das gehört und antwortete, er findet sein Bett allein und den Zeitpunkt wann er geht, bestimmt er selbst. Mein Freund Charlie Sabel nahm mich beiseite und schlug vor, nach oben zu gehen und den Martin, der mein Vorgänger als Aufklärer war, zu bitten, unseren Obermusikmeister, der wohl volltrunken war, ins Bett zu schaffen.

Martin war davon nicht begeistert, denn ich hatte ihn im Schlaf gestört. Nachdem ich wieder auf meinem Platz saß, hoffte ich, dass Martin bald käme. Die Tür ging auf und nun ereignete sich folgendes: Unser Chef, der seinen früheren Aufklärer auf sich zukommen sah, verstummte im Moment. Martin trat an ihn heran, legte seine Hand auf seine Schulter und sprach: „Komm Heinz, wir gehen schlafen.“ Es passierte, dass der Chef, ohne ein Wort zu sagen, aufstand und mitging. Natur-

lich hatte ich im Nachhinein den Gedanken, wie das möglich war, so eine Macht über seinen Vorgesetzten auszuüben? Die Frage an Martin ergab keine präzise Antwort. Monate später, erlebte ich folgendes, und ich konnte mir die Antwort selbst geben:

Wir hatten Bootseinlaufen und mussten wie immer zeitig genug im Bunker zur Begrüßung bereitstehen. Das setzte voraus, dass wir sehr früh aus den Federn mussten. Als erstes gegen 5.00 Uhr kam der Flo-Chef und dem musste gemeldet werden.

Also, wie gewohnt, klopfte ich an die Zimmertür und wollte hinein. Die zugesperrte Tür verwährte mir den Eintritt, was ich noch nicht erlebt hatte. Beim nochmaligen Klopfen hörte ich meinen Strolch – so hieß der Hund – und Schritte zur Tür hin. Von innen wurde aufgeschlossen, die Tür einen Spalt geöffnet und mit den Worten: „Ist es schon soweit?“ steckte unsere Zahnärztin den Kopf heraus. In der Meinung, meine Pflicht getan zu haben, ging ich.

Unten auf dem Hof war das Musikkorps zur Abfahrt bereit angetreten und wartete auf seinen Chef. Er kam, der Korpsführer machte Meldung und nach dem Morgengruß rief er: „Schubert ist alles in Ordnung?“ Worauf ich antwortete: „Jawohl, Herr Obermusikmeister.“ Jeder konnte denken, dass es sich um den Taktstock und sein Koppel mit Pistole handelt, worauf ich zu achten hatte.

Von dem Tag an hatte ich begriffen, welches Geheimnis mein Vorgänger hütete und wodurch er eine gewisse Macht über den Chef hatte.

Vieles könnte ich aufzählen, was alles über meine Person ging. Die Langgedienten hatten denselben Respekt vor unserem Chef wie die Mannschaftsdienstgrade. Vor allen Dingen war aber für jeden von Interesse, wann wir Urlaub bekommen. Das musste alles der Schubert erfragen. Ich war ohne mein Zutun eine Zentralfigur geworden, was ich aber nie ausgenutzt habe.

1943 bekam das Musikkorps 14 Tage Urlaub. In einer Zeit, wo kein Bootsein- oder -auslaufen war. Ich hatte die Möglichkeit mit dem BDU-Zug bis in meine Heimat nach Schlesien zu reisen. BDU die Abkürzung von „Befehlshaber der Unterseeboote“ war ein durchgehender Urlauberzug, der von Brest in Nord-Westfrankreich über Lorient, Paris und quer durch Deutschland bis Breslau und zurück verkehrte. Nach gut 20 Stunden kamen wir in Görlitz an, und ich hatte noch 4 Stationen mit dem Personenzug zu meinem Heimatort zu fahren. Weil der BDU-Zug von Partisanen in Frankreich oft angegriffen wurde, musste jeder Urlauber seine Waffe mit Munition bei sich haben. Daheim freute sich die ganze Verwandtschaft auf den Urlauber und die eigene Freude war nicht geringer. Ich entsinne mich an meinen ersten Urlaub 1943. Nicht nur von der Mutter und Verwandtschaft wurde man versorgt, sondern auch die Gemeinde kümmerte sich um ihre Urlauber.

Von den Gemeindevertretern, die sich als gute Gastgeber erwiesen, sind wir in den Kretscham eingeladen worden. Sehr schön war es, dass man bei dem zufällig gemeinsamen Heimaturlaub Schulkameraden wieder traf.

Die beide nebeneinander liegenden Orte Lichtenau und Geibsdorf hatten gemeinsam eine Blaskapelle, die von Herrn Paul Knebel, wohnhaft in Geibsdorf, geleitet wurde. Die Kapelle spielte zu allen ernstesten und freudigen Anlässen. Gerade während meines Urlaubs musste zu einer Beerdigung gespielt werden, wo ein Tenorhornist fehlte. Ein Vertreter kam und bat mich, auszuhelfen. Natürlich habe ich dem Wunsch entsprochen. Noch hatte ich mein Tenorhorn daheim, aber auf der Rückreise zum Musikkorps nahm ich es mit, denn mit dem Dienstinstrument war ich unzufrieden.

Die 14 Tage Urlaub waren wie im Fluge vergangen und ich musste die Rückfahrt antreten. Für uns Urlauber war das kein schönes Gefühl. Keiner wusste, ob er noch mal in den Urlaub bzw. in die Heimat fahren konnte.

Ende 1943 oder Anfang 1944 passierten in der Flottille ganz furchtbare Dinge. Drei Obermaate, die in Paris auf Dienstreise waren, kamen laut dienstlichem Befehl nicht zum Termin zurück. Ich kann es nicht mehr sagen, wie viele Tage sie zu spät kamen. Jedenfalls waren sie vor ein Kriegsgericht gestellt worden und wegen Zersetzung der Wehrkraft angeklagt. Die Gerichtsverhandlung, die unter dem Vorsitz eines Marinerichters mit Namen Hartlepp stattfand, – ich hoffe den Namen richtig geschrieben zu haben – an der wir zur Abschreckung teilnehmen mussten, endete mit dem Todesurteil. Ich glaube, alle die im Saal waren, bekamen einen Schock. In einer Zeit, in der in einem Mehrfrontenkrieg jeder Mann gebraucht wurde, für ein Vergehen, was unserer Meinung nach keine Wehrkraftzersetzung sein konnte, so ein Urteil zu sprechen, war unvorstellbar.

Später in der Gefangenschaft erfuhr ich laut Zeitungsbericht, dass man einen Richter Hartlepp – ich werde den Namen in meinem Leben nie vergessen – verhaftet und zur Verurteilung überstellt hat. Es ist anzunehmen, dass dieser Mann auch Angehörige der Resistance (französische Widerstandsbewegung) verurteilt hat.

Weil ich gerade von der französischen Widerstandsbewegung spreche, muss ich an die Gegenorganisation denken. Es gab auch eine „Deutsch-Französische Freundschaft“. Diese Organisation führte in Auray eine Veranstaltung durch, wobei ein Musikkorps, was in dieser Stadt stationiert war, die musikalische Umrahmung übernahm. Sie hatten zur Zeit keinen 1. Tenorhornisten und ich bekam den Befehl, dort auszuhelfen. Ich kann mich noch gut entsinnen, die Hakenkreuzfahne hing neben der Trikolore.

Nun noch mal zurück zu dem Todesurteil. Zur Abschreckung mussten wir an der Exekution teilnehmen. Die Kameraden, die zum Schießen befohlen wurden, bekamen die Gewehre geladen. Keiner wusste, ob seine Waffe mit scharfer Munition oder mit Platzpatrone geladen war. Dieses furchtbare Erlebnis habe ich zweimal durchstehen müssen. Die zweite Erschießung geschah wegen Kameradendiebstahl.

1944 im Sommer, wo der vergangene Urlaub über ein Jahr zurücklag, wurde an mich wiederholt die Frage gestellt, wann wir in den Urlaub fahren können. Keiner wagte es außer mir, unseren Chef zu fragen. Natürlich kannte ich schon seine Antwort: „Machen Sie erst mal richtig Dienst!“ Meine Beobachtungen, was seinen Schrank anbetraf, gaben mir die Antwort. Wenn im Schrank Flaschen von Kognak, Wein, Champagner usw. gesammelt wurden, konnten wir mit Urlaub rechnen. Die Daten wurden uns bekannt gegeben und nun konnte jeder seine Vorbereitungen treffen.

Die 14 Tage Urlaub einschließlich Fahrt gestalteten sich wie im Vorjahr, nur die Rückreise nahm einen anderen Verlauf. Ich stehe in Görlitz auf dem Bahnsteig und erwarte den BDU-Urlauberzug aus Breslau kommend. Gegenüber von meinem Bahnsteig steht zur Abfahrt ein D-Zug nach Berlin bereit. Allerdings für den privaten Verkehr. Hier musste mich der Teufel geritten haben. Ich packte meine Klamotten und stieg in diesen Zug ein, obwohl ich wusste, dass ich für die Benutzung dieses Zuges ganz andere Fahrtpapiere benötige. Ich bildete mir ein, dadurch schneller ans Ziel zu kommen.

Wie alle Züge in dieser Zeit, war auch der nach Berlin überfüllt. Ich hatte die Möglichkeit, in der 1. Klasse im Gang zu stehen. Lange waren wir nicht gefahren, als die Abteiltür, an der ich stand, geöffnet wurde und ein hoher Staboffizier heraustrat. Die breiten weinroten Biesen an den Hosenbeinen fielen mir sofort in die Augen. Er sah mich stehen, kam mit den Worten auf mich zu: „Na, Kamerad, woher kommen Sie und wohin wollen Sie?“ und fing mit mir eine Unterhaltung an. Als ich antwortete: „Ich komme aus dem Urlaub und muss nach Lorient, Herr Oberst.“, war sein Interesse sehr groß.

„Ich bin vor kurzem in Lorient gewesen und habe mir die U-Bootsbunker angesehen. Die sind ja kolossal. Die starken Decken allein.“ Als er mir von den Bunkern erzählt, taucht auf einmal die Militärpolizei auf. Ein Feldwebel mit dem Schild an der Kette um den Hals und dazu zwei Mann. Im allgemeinen waren diese Herren unbeliebt und wurden Kettenhunde genannt. Sie hatten die Aufgabe, die Papiere zu kontrollieren und brachten so manchen, sobald sie eine strafbare Handlung entdeckten, vor das Kriegsgericht. Ich wusste, dass mein Fahrausweis für diesen Zug keine Gültigkeit hatte. Weglaufen konnte ich nicht, was sollte ich machen? Das Herz war schon vor Angst in die Ho-

se geruscht. Meine Unterhaltung mit dem Oberst setzte ich intensiv fort und nun musste es kommen, wie es sein wollte. Der Feldwebel trat an uns heran, machte seine Ehrenbezeugung und sprach: „Ihre Papiere, Herr Oberst, sind doch wohl in Ordnung“ und ging weiter. Da hat doch bestimmt ein Schutzengel daneben gestanden.

Als wir in Berlin ankamen, stellten wir fest, dass kein Fahrplan mehr eingehalten werden konnte. In der Nacht vorher war ein Luftangriff gewesen, wodurch viel Schaden entstanden war. Ich bin mit dem nächsten Urlauberzug, der in Richtung Frankreich fuhr, gefahren. Leider kam ich auch bei der Einheit zu spät an und musste das bei der Meldung begründen. Da unser Chef aus Berlin stammte, wollte er natürlich wissen, welcher Stadtteil angegriffen wurde. Eine genaue Auskunft konnte ich ihm nicht geben. Bei dieser Unterhaltung trat mein Zuspätkommen in den Hintergrund.

In dieser Zeit, wo die Gefahr, von Wasserbomben aus Flugzeugen getroffen zu werden, immer stärker wurde, waren die Feindfahrten unserer Boote sehr reduziert. Wir haben Bootseinläufe gehabt, die zwar ein viertel Jahr draußen waren, aber keine feindlichen Fahrzeuge gesehen hatten. Wenn man sich vorstellt, dass 42 Mann auf einem 750 BRT Boot auf engstem Raum ihren Dienst tun mussten, zirka 150 Tage ohne eine Abwechslung waren, sich gegenseitig anwiderten, dann kann man verstehen, dass der eine oder andere durchgedreht ist.

Um das zu verhindern, hatte unser Adlerauge, Korvettenkapitän Friedrich, die Idee, ein paar vom Musikkorps mitzuschicken, die mit ihrer Musik das Negative verhindern halfen. Es wurde in die Tat umgesetzt und die ersten Drei stiegen auf.

Ich kann mich noch an den Akkordeonspieler erinnern, der, ich glaube, Döring hieß. Wer die beiden anderen waren, weiß ich nicht mehr. Ob sie überhaupt zum Spielen gekommen sind? Die Frage bleibt unbeantwortet. Über die nächste Besetzung für ein weiteres Boot wurde entschieden. Ich hätte zwei weitere Kameraden an meine Seite bekommen, und somit stand die nächste kleine Besetzung fest.

Gerade zu diesem Zeitpunkt eröffnete mir mein Obermusikmeister, dass er mich zum Musikmeisterstudium nach Berlin gemeldet hat. Für mich kam die Mitteilung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Schon auf der Musikschule hatte ich mir das Ziel gesteckt, als Geiger in einem großen Orchester engagiert zu sein. Nun sollte dieser Vorschlag alles verändern. Ein Leben lang in Uniform beim Militär. Ich wollte das nicht einfach hinnehmen und fing an mit ihm zu streiten. Seine Meinung war, ich hätte die Fähigkeiten dazu und sollte mich damit abfinden. Mir ist damals nicht der Gedanke gekommen, dass durch seine Entscheidung mein Schicksal von ihm bestimmt wurde und ich somit dem Wahrscheinlichen entronnen bin. Für diese Bestimmung habe ich heute noch dankbar zu sein.

Zu jener Zeit bekam die Stützpunktkompanie einen neuen Kompaniefeldwebel (einen neuen Spieß), der aus der Heimat von der Schule kam und mit viel Elan ausgerüstet war. Nachdem er sich mit den Dienstplänen auseinandergesetzt hatte, wollte er viel verändern. Da wir mit dem Musikkorps im selben Objekt wie die Stützpunktkompanie untergebracht waren, wollte auch er unseren täglichen Dienstplan korrigieren.

Allerdings hatte er nicht bedacht, dass er sich mit Leuten anlegte, die von der Charge her höher als er waren und einige Dienstjahre mehr aufzuweisen hatten. Dieses Vorhaben ging in die Hose. Eine weitere Veränderung lag ihm am Herzen, das war der Umgang mit dem Brot. Für diese Problematik muss ich etwas weiter ausholen. Die Verpflegung zur damaligen Zeit war bei uns noch sehr gut. Ob es in allen Truppenteilen so war, möchte ich bezweifeln. Es beweist schon folgendes Vorkommnis. Eines Tages werde ich von einem OT-Mann (Organisation Todt) angesprochen, der mir eine Pistole vom Typ „Mauser 7,65“ anbietet und dafür Brot haben möchte. Natürlich habe ich den Tausch mitgemacht und ihm, ich weiß nicht mehr wie viel, Brot gegeben. Die Pistole konnte ich später noch gut gebrauchen. Von dem Brot, wovon jeder nehmen konnte so viel er brauchte, blieben immer die Kanten liegen. Das war dem Spieß ein Dorn im Auge. Ganz Unrecht hatte er nicht. Wie viele Einheiten gab es schon, die nach Brot bettelten. Er führte den Tag des Brotkanten ein, um das Wegwerfen der Kanten zu verhindern. Die Lords, so nannte man die Matrosen im Scherz, nahmen sich aber am Vortag die doppelte Menge und die Kanten blieben wieder liegen. Später wären wir froh gewesen, wenn wir die Kanten gehabt hätten.

Im Frühjahr 1944 wurde das Musikkorps des Öfteren zu militärischen Einsätzen herangezogen. Zum Beispiel musste ich zur Partisanenbekämpfung, wo ein ganzes Dorf umstellt und jedes Haus durchsucht wurde. Bei der Durchsuchung haben wir keinen Erfolg gehabt. Als wir uns in der Mitte des Dorfes auf dem Kirchplatz trafen, bekamen wir Feuer aus dem Kirchturm. Oben stand der Priester und hatte das 5. Gebot „Du sollst nicht töten“ vergessen. Statt der Bibel hatte er eine Maschinenpistole in der Hand.

Unser täglicher Dienstplan war nicht mehr mit dem Musikinstrument, sondern mit der Waffe in der Hand auszuführen. Die Folge des von Herrn Goebbels herbei geredeten totalen Kriegs. Die Musikkorps wurden aufgelöst und in die kämpfende Truppe integriert. Ihre Instrumente, Noten, Pulte usw. wurden verpackt, so war es bei uns, und in einem sicheren Raum unter Verschluss gebracht. Es bot sich ein Zimmer in einem der U-Bootsbunker an, welches von uns genutzt wurde. Nicht nur Dienstinstrumente befanden sich am Ort, auch Eigentumsinstrumente, wie zum Beispiel meine Geige und mein Tenorhorn. Der älteste Angehörige des Musikkorps, ein Obermaat, bekam den Befehl,

über den Wert zu wachen und sich verantwortlich zu fühlen. Darüber hinaus sollte er die beiden Hunde betreuen. Mit allen Maßnahmen, die nun abliefen, hatte sich die Laufbahn 12 für uns erledigt. Trotzdem wussten wir zu dieser Zeit noch nicht, was für bittere Zeiten uns erwarten.

## **Die Invasion**

Noch heute habe ich das Bild vor Augen, wie unser französischer Koch, im Juni 1944, an einem Wochenende mit seinem Fahrrad, einem kleinen Holzkoffer auf dem Gepäckträger, zum Haupttor hinaus fuhr. Das war nichts besonderes, nur dass er nicht mehr zurück kam, hätte uns stutzig machen müssen.

Die französischen Damen, die bei uns ihr Arbeitsverhältnis hatten, wurden auch nicht mehr gesehen. Ich habe selbst in der Wäscherei das Erlebnis gehabt, dass mir die damals über 60-jährige Französin bekundete, ich sollte mit ihr französisch sprechen, denn eines Tages müsste ich es sowieso. Aus diesen Worten konnte man schon eine gewisse Arroganz heraus hören.

Mögen unsere Vorgesetzten damals schon von ihrer Generalität Order bekommen haben, die uns kleine Leute zunächst nicht zu interessieren hatte. So waren doch alle Veränderungen im gesamten Dienstablauf auf einen eventuellen feindlichen Angriff ausgerichtet. Für die blaue Uniform zogen wir nun die grauen Klamotten an und waren jetzt Marineinfanteristen. Schon in der Rekrutenkompanie sind wir dementsprechend ausgebildet worden. Alle Struktureinheiten wurden den kriegerischen Bedingungen angepasst, um dem Feind eine schlagfertige Einheit entgegen zu stellen. Es kam aber alles anders.

In der Nacht zum 6. Juni 1944 landeten die Amerikaner und die Engländer vom Kanal her an der Nordküste von Frankreich. Dieser Übermacht an Material und Technik hatten wir nichts entgegen zu setzen. Ihre Panzerverbände stießen mit einer Geschwindigkeit nach dem Süden auf Paris zu und schnitten alles was westlich und nördlich stationiert war ab.

Zu dieser Zeit befanden sich in Lorient im Umkreis von ca. 30 km 26000 deutsche Soldaten von verschiedenen Waffengattungen. Dieser Halbbogen wurde zur Festung ausgerufen, und wir richteten uns auf einen Stellungskrieg ein. Es mussten Gräben gezogen und Bunker gebaut werden. Als Festungskommandant hat man uns einen General der Artillerie genannt, den ich nie gesehen habe.

Da wir im Musikkorps nur sechs Mannschaftsdienstgrade waren, kamen wir zu Einheiten der Infanterie. Was für Funktionen unsere Unteroffiziere und Feldwebel bekamen, ist mir nicht bekannt. Unser Obermusikmeister und unser Korpsführer kamen in meine Einheit.

In diesen Tagen, da so manches durcheinander ging, kam meine Beförderung zum Obergefreiten. Davon wurde kaum Notiz genommen, was mir sehr gefiel. Trotzdem war diese Charge eine feine Dienststellung. Von nun an war man Gehaltsempfänger, hatte aber keine Verantwortung. Auf das Gehalt warte ich heute noch, vielleicht fehlt denen meine Anschrift.

Im allgemeinen verhielten sich die Vorgesetzten an der Front kameradschaftlich, trotzdem habe ich des Öfteren die Meinung gehabt, dass die Befehle die ich von unserem früheren Korpsführer bekam, sehr nach Revanche aussahen. Ich kann mich noch an einen Sonntagmorgen erinnern, als er mich zu einem Stoßtrupp ausgewählt hatte und mir nach schrie: „Stecken sie sich ein paar Kartoffeln ein, damit sie nicht schon auf dem Weg dorthin verhungern!“ Ich hätte fragen mögen, woher ich die Kartoffeln nehmen sollte. Wir griffen also mit drei Kompanien eine amerikanische Stellung an, wo sich angeblich ein Verpflegungslager befand. Bevor wir am Ziel waren, mussten uns die Pioniere mit Schlauchbooten über ein Gewässer setzen. Der VB (vorgeschobene Beobachter) unserer Artillerie befand sich mit vorn und gab per Funk die Befehle. Die ersten Salven waren zu kurz geschossen. Sie trafen nicht die feindlichen Stellungen sondern unsere eigenen Leute. Somit hatten wir schon die ersten Verluste. Ich war dem 42-er MG zugeteilt und hatte zwei Munitionskisten zu tragen. Es ist kaum zu glauben, in welcher kurzen Zeit wir unsere Munition verschossen haben.

In friedlichen Zeiten haben die Bauern von ihren Feldern die Steine gelesen und damit eine Mauer als Grenze aufgebaut. Hinter so einer Mauer nahmen wir Deckung, denn unsere Feinde schossen aus allen Rohren.

Geleitet wurde der Angriff von einem fronterfahrenen Oberleutnant, der aufrecht stand und die Befehle brüllte. In der rechten Hand hielt er seine Pistole und in der linken Hand seinen Stahlhelm. Wir, hinter der Steinmauer, konnten noch nicht mal den Finger über die Mauer halten, geschweige die Mauer überspringen. Was mag der aufrecht stehende Oberleutnant gedacht haben? Ihm kann nichts passieren oder die können mich nicht sehen? So ein Leichtsinn konnte nicht gut gehen. Er bekam einen Kopfschuss, sank zusammen und fing an zu schnarchen. Abends ist er im Lazarett verstorben.

Da nun kein Befehl mehr kam, lief vorn alles durcheinander. Jeder versuchte so schnell als möglich zurück zu kommen. An dem Gewässer, wo uns die Pioniere mit den Schlauchbooten erwarteten und übersetzten, bekamen wir noch einmal die feindliche Artillerie zu spüren. Mit drei Kompanien ha-

ben wir angegriffen und mit ca. einer kamen wir zurück. Die Fehlenden waren entweder verwundet oder gefallen. Weitere Einsätze verliefen nicht anders, aber „Gott sei Dank“ war ich nicht immer dabei.

Mit der fast detaillierten Wiedergabe eines Gefechtes wollen wir es belassen.

Was uns neben den Gefechtshandlungen am meisten zu schaffen machte, war der Hunger. Die täglichen Portionen waren so gering, dass man wirklich sagen konnte zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Glück hatten wir durch die Apfelplantage hinter unserer 1. Linie. Der Reifeprozess war noch nicht abgeschlossen, da aßen wir schon. Es kam vor, dass wir in der Gruppe einen großen Wäschekorb voll Äpfel an einem Tag verzehrten.

Dieser große Hunger trieb manchen Kameraden in die feindlichen Stellungen. Das Überlaufen konnte man nicht gut heißen. Natürlich hatten diejenigen den Vorteil, dem Überleben näher zu sein, auch wird man ihnen zu essen gegeben haben, aber dafür mussten sie über unsere Stellungen berichten. Als Ergebnis kam das Feuer der Artillerie um so genauer.

Im Herbst 1944, als die Kartoffeln auf dem Feld geerntet werden konnten, marschierte ich mit einer Kartoffelhacke und einem Sack auf das Feld vor unserer Stellung. Ohne eine Waffe bei mir zu haben, hatte ich nur den Gedanken, etwas gegen den Hunger zu unternehmen. Dabei war es allerdings riskant, das Feld lag auch vor der amerikanischen Linie. Mein jugendlicher Leichtsinn machte mir Mut und ich glaubte, wenn sie mich sehen, werden sie mich in Frieden lassen. Dem war nicht so.

Ich hatte noch nicht viel in meinem Sack, da fingen sie an, mit der „Ratschbumm“ zu schießen. Das ist eine kleine Kanone, die direkt auf das Ziel schießt. Der Abschuss und die Detonation sind fast zeitgleich. Vielleicht werde ich mich wie ein Hase, der um sein Leben rennt, benommen haben. Die Hacke blieb liegen, aber der Sack mit dem winzigen Inhalt musste mit.

Unbeschadet kam ich in meiner Stellung an und konnte es kaum erwarten, mir in dem Bauerngut, das hinter unserer 1. Linie auf der Höhe lag, die paar Kartoffeln kochen zu können. Dieses Anwesen war nicht mehr bewohnt und von den Amerikanern vollkommen kaputt geschossen.

An dieser Stelle möchte ich mich an meinen Vater erinnern. Er hatte die gleichen Erlebnisse im 1. Weltkrieg wie ich, 24 Jahre später im 2. Weltkrieg.

Der damalige Kompaniechef meines Vaters wurde vor Verdun bei einem Angriff der Franzosen schwer verwundet. Er hat nach meinem Vater geschrien, der ihm helfen sollte. In Pflichterfüllung hat mein Vater seinen Hauptmann nach hinten geschleppt und den Sanitätern übergeben. Es ist auf keinen Fall so einfach gewesen, wie man es beim Lesen meinen könnte. Für diese Tat ist mein Vater mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet worden.

Zirka 20 Jahre später, es bestand schon die Wehrpflicht im 3. Reich, war in Lauban /i. Schles., wo mein Vater aktiv gedient hatte, ein Kameradschaftstreffen der früheren Neunzehner. Als Kind konnte ich damals mitgehen und das Wiedersehen meines Vaters mit seinem früheren Hauptmann erleben. Der Offizier konnte sich an seine Verwundung erinnern und dankte meinem Vater noch einmal für die damalige Hilfe.

Fast 30 Jahre später, auch in Frankreich, wird bei einem Artillerieangriff der Amerikaner unser Obermusikmeister als Erster vom Musikkorps verwundet. An dem Tag hat man uns mit Artillerie so zugedeckt, dass wohl sehr viele die Hände gefaltet haben. Ich lag in meinem Granattrichter und suchte Deckung. Dabei hörte ich meinen Namen rufen, konnte aber durch die Detonationen nicht gleich die Stimme erkennen. Nachdem ich wusste, was geschehen war, bin ich aus meinem Loch heraus, nach hinten gelaufen oder gerobbt und habe den Rufenden gesucht. Nur gut, dass wir in der Laufbahn 12 bei der Marine auch als Sanitäter ausgebildet waren. Blutig vom Kopf bis zu den Beinen rechtsseitig fand ich den Obermusikmeister ebenfalls in einem Granattrichter liegen. Mit den Verbandspäckchen, die jeder immer bei sich trug, versuchte ich das Schlimmste zu verhindern. Dann habe ich ihn nach hinten gebracht, in einen Sanka verfrachtet, der es eilig hatte, mit ihm ins Lazarett zu kommen.

Es kann im Spätsommer 1944 gewesen sein, als der Kompaniechef der früheren Stützpunktkompanie zur 1. Linie vor kam und mir Grüße von einem Hauptfeldwebel Paul Vogt übermittelte. Er stammte aus meinem Heimatort und lud mich zu sich ein. Im ersten Moment musste ich daran denken, dass ich nicht gerade gute Erfahrungen mit dem Dienstgrad hatte. Obwohl ich dem Kompaniechef sagte, dass ich keinen Hauptfeldwebel Vogt kenne, gab er mir ein paar Tage Urlaub. Es war für mich ein Problem, dort hinzukommen. Schließlich lagen die beiden Standorte ca. 20 km auseinander. Die einzige Möglichkeit war, mit einem Fahrrad zu fahren. Es ist mir gelungen, allerdings weiß ich heute nicht mehr, wo ich es aufgetrieben habe. Nun ging die Reise los, die aber nicht ohne Zwischenfall verlief. Ich kam einen Berg hoch geradelt und konnte nicht ahnen, dass da oben Feindeinsicht war. Sofort bekam ich von der „Ratschbumm“ Feuer, als hätten sie nur auf mich gewartet. Rechts von der Straße befand sich der Straßengraben, in dem ich Deckung suchte.

Nachdem ich an meinem Ziel angekommen war, befragte ich den erstbesten Kameraden nach seinem Spieß. Wie er heißt und wie er ist. Die Antwort lautete: „Der heißt Vogt und ist in Ordnung.“ Nun konnte ich den damals noch für mich fremden Hauptfeldwebel kennen lernen. Aufgenommen wurde ich von ihm, als wäre ich sein eigener Bruder. Er wusste natürlich, dass für einen ausgehungerten Mann das Essen die Hauptsache war. Dementsprechend hat er seine Möglichkeiten wahrge-

nommen und mir angeboten, was er verantworten konnte. Wenn ich mich an sonstige Dinge nicht mehr entsinnen kann, so doch an die große Pfanne mit Bratkartoffeln. Ein sattes Gefühl zu haben, war damals ein Glücksumstand. Um diesen Mann nach dem Krieg noch mal ein Dankeschön zu sagen, dafür habe ich fast 60 Jahre benötigt, um ihn zu finden. Nun werde ich in zirka 2 Wochen vor ihm stehen und das nachholen was ich mir vorgenommen habe.

Eine Begebenheit möchte ich noch zu Papier bringen. Als ich aus der Zeit berichtete, wo das Musikkorps noch seinen Aufgaben nachgehen musste und ich beim Obermusikmeister Aufklärer war, habe ich von einem Hund mit Namen Strolch gesprochen. Der Chef war sein Herrchen, aber der Aufklärer hatte sich um ihn zu kümmern. Dann gehörte zur Kapelle noch ein kleinerer, der ein Mischling und sehr intelligent war. Sein Name war CES, was ja kein Hundename ist, aber mit der Musik zu tun hat. In der Harmonielehre ist CES eine enharmonische Verwechslung, in der Kompositionslehre als h gelesen und gespielt. Das ganz kurz zur Bedeutung des Namens. Wer dem Tier den Namen gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Ein älterer Obermaat, der nicht mit an die Front musste, in der Etappe verblieb, behielt die beiden Hunde und versorgte sie.

Es passierte folgendes: An irgend einem Tag kam mein Strolch und dahinter der CES und schnupperte jeden an, den sie trafen. Als Strolch mich erkannte, war bei beiden, Mensch und Tier, die Freude groß. Behalten konnte ich die beiden nicht. Es wäre mit dem Futter schon losgegangen, wenn man nicht weiß, woher man es nehmen könnte. Es ist nur erstaunlich, wie die beiden Tiere uns gesucht haben. Schließlich mussten sie fast 30 km überwinden. Ich musste sie leider weiterjagen und habe sie nie mehr gesehen.

Im allgemeinen verliefen die Tage gleichförmig, manchmal mehr und manchmal weniger Artilleriefeuer. Meinen Kameraden Paul Ott, der Pianist war, hatte es in eine andere Kompanie verschlagen. Während der Festungszeit haben wir uns nur einmal getroffen. Ganz kurz ein paar Worte gewechselt, dabei hatte er noch das MG auf der Schulter. Er muss ein Draufgänger gewesen sein. Schon damals war er mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet worden.

Wieder einmal suchte mich der Kompaniechef auf, um mir die Grüße vom Obermusikmeister aus dem Lazarett zu bestellen. Er würde sich freuen, wenn ich ihn besuchen könnte. Um dieser Bitte zu entsprechen, bekam ich Urlaub. Wie lange ich von der Truppe fern bleiben durfte und wie ich überhaupt dorthin gekommen bin, daran kann ich mich nicht mehr entsinnen. Allerdings habe ich noch das Bild vor Augen, wie ich meinen Chef im Bett liegend angetroffen habe. Seine Freude mich zu sehen war so groß, dass ich glaubte, Tränen in seinen Augen gesehen zu haben. Gern hätte ich gewusst, wie seine Genesung fortgeschritten ist, wie lange er noch im Lazarett bleiben musste und ob

er nach seiner Gesundung auch noch in Gefangenschaft kam. Weiter wäre es für mich interessant zu wissen, wie sich sein Lebensweg - vielleicht im zivilen Sektor - gestaltet hat.

Ich komme noch einmal auf die Festungszeit zurück. Es ging die Meldung von Mund zu Mund, mit vorgehaltener Hand durch die Reihen, dass wir mit 26000 Soldaten aus der Festung ausbrechen und in Richtung Paris zustoßen. Dabei schneiden wir das Nachschublager von Amerikanern ab, was in der Normandie lag.

Allein die Tatsache, dass schon damals so ein Vorhaben ohne Panzer gar nicht möglich war, war die Idee schon von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Zur gleichen Zeit sollte ein Angriff von Osten her auch mit dem Ziel Paris erfolgen, was ja durch die Ardennenoffensive in die Tat umgesetzt wurde. Von dieser Offensive haben wir damals nichts Authentisches gehört. Um sich selbst eine Meinung zu bilden, ist das die Grundbedingung.

Später in der Gefangenschaft wurden Meinungen geäußert, die bis zur Sabotage gingen. Was nützten die modernsten Panzer vor Ort, wenn das Benzin fehlte, zur gleichen Zeit aber Benzinlager in die Luft gingen. Was ich noch heute verurteile ist die Tatsache, dass man Hitlerjungen, die noch halbe Kinder waren, ins Feuer geschickt hat. Noch heute müsste man die Verantwortlichen hinter Schloss und Riegel bringen, denn das war ein Verbrechen.

Viele Erlebnisse könnte ich noch niederschreiben, doch es soll genug sein. Das letzte Weihnachtsfest hatten wir hinter uns gebracht, das Osterfest ebenso und das Kriegsjahr 1945 war gut 4 Monate alt. In der Heimat bereitete man die bedingungslose Kapitulation vor, die am 8. Mai in Kraft trat.

Wir, in der Festung Lorient, hatten immer noch den Kriegszustand und warteten auf den Befehl, uns zu ergeben. Wie viele Tage wir weiter gemacht haben, möchte ich mich nicht festlegen. Unsere Generalität war vielleicht schon zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in der Festung. Wer die Vertretung hatte, wusste keiner von uns. Jetzt endlich war es so weit. Wir mussten unsere Waffen niederlegen und die Handgranatensperren vor unseren Linien räumen. Dabei bekam ich wieder Kontakt mit unserer Nachbarkompanie und fragte nach meinem Kameraden Paul Ott, den ich noch unlängst gesprochen habe. Die Antwort, höre ich heute noch: „Der ist gestern gefallen!“ Einen Tag vor dem Ende einer so bösen Zeit, wo in der Heimat schon Frieden war.

Für mich war der Befehl „Waffen niederlegen“ wie eine innerliche Befreiung. Solange ich im Einsatz war, habe ich nur Angst verspürt und nun sollte das vorbei sein? Leider war das nicht von Dauer, wie ich später von der Gefangenschaft berichten werde.

## Kriegsgefangenschaft

Kaum hatten wir die Handgranatensperren vor unseren Linien beseitigt, da kamen schon die uns gegenüberliegenden Einheiten und nahmen uns das weg, was ihnen gefiel.

Es waren Franzosen die alles gebrauchen konnten. Die paar Habseligkeiten, die jeder sein persönliches Eigentum nannte, waren auf einen Wagen gepackt, um diese nicht selbst tragen zu müssen. Der Wagen war mit Gummi bereift und gefiel den Siegern. Sie gaben uns zu verstehen, dass sie den Wagen für sich nehmen. Leider befand sich auf dem Fahrzeug auch etwas Verpflegung vom Tross, was der gesamten Kompanie gehörte. Was sollte nun werden?

Für den ersten Sammelplatz der 26000 Mann hatte man uns den Flugplatz von Lorient angeboten. Dieser war von der amerikanischen Artillerie so umgepflügt, dass man von einem Loch ins andere stolperte. Jede Kompanie bekam ihren Platz zugewiesen, wo sie sich niederlassen sollte.

Wenn der Hunger schon während der Festungszeit der Haupttenor war, so war es jetzt um so schlimmer, weil wir wussten, von unserer Küche kann nichts mehr kommen. Zum Beispiel bin ich losgezogen und habe die leeren Wurstbüchsen, die in den Granattrichtern lagen, durchsucht, ob nicht vielleicht doch noch ein Rest drinnen geblieben war. Wenn auch die großen Fliegen darauf saßen, so habe ich trotzdem daran gekratzt.

Wenn ein Sprichwort meint, „ein junger Mensch muss Glück haben“, so war mein Schutzengel wieder zur Stelle. Neben uns machte es sich eine Kompanie bequem, wo ich einen Kameraden erspähte, der mir bekannt vorkam. Wir haben uns gegenseitig angesehen und wieder erkannt, er war der Weibert aus meiner Schulklasse. Die tägliche Mittagsration, die sie von ihrer Küche bekamen, hat er mit mir geteilt. Was sind das für gutherzige Kameraden gewesen.

Eines Tages hatte ich ein Erlebnis mit einem schwarzen amerikanischen Soldaten. Er kam und hatte zwei volle Taschen mit Zigaretten umhängen und tauschte gegen goldene Ringe. Mit mir war kein Geschäft zu machen, aber trotzdem haben einige Zigarettenraucher, wenn sie einen goldenen Ring besaßen, getauscht. Ich habe es beobachtet, wie ein älterer Kamerad seinen Ehering abzog und dem Neger zum Tausch anbot. Der wusste natürlich was das für ein Ring war, schlug den Anbieter ins Gesicht, warf ihm den Ring vor die Füße und schenkte ihm eine Zigarette.

Wie viele Tage und Nächte wir auf dem Flugplatz ausharren mussten, weiß ich nicht mehr. Wir hatten das Glück, dass es 1945 einen schönen Sommer gab und schon der Mai warm und trocken war. Da wir nachts auf dem Erdbreich lagen, kam uns das trockene Wetter entgegen. Nun war es so weit, es wurden je 1000 Mann zusammengestellt, die den Marsch nach Auray antraten. Unterwegs in dem

kleinen Städtchen Hennebout, was sehr viel durch Beschuss gelitten hatte, mussten wir uns wie zu Zeiten König Friedrich I. einen Spießbrutenlauf gefallen lassen. Jeder von uns musste durch die enge Gasse, wo rechts und links die Einwohner mit Knüppeln Eisenstangen und weiteren Schlaginstrumenten standen und auf jeden einschlugen. Ich selbst habe durch Glück nicht so viel abbekommen. Wir haben diesen Marsch, der ungefähr 40 km lang war, den „Adolf-Hitler-Gedächtnismarsch“ benannt. Durch diesen Spießbrutenlauf hat es einige Verletzte und ich glaube auch Tote gegeben.

Als wir in Auray ankamen, wurden wir von den Amerikanern, die schon auf uns warteten, gezählt. Dabei stellten sie fest, dass zirka hundert Mann fehlten. Die Franzosen, die uns zwar bewacht haben, aber uns keinen Schutz gaben, wurden von den Amerikanern zur Rechenschaft gezogen. Schon damals hatte ich den Eindruck, dass die Amerikaner mit den Franzosen nichts zu tun haben wollten. Später in der Gefangenschaft, konnte ich es bestätigt finden.

Am nächsten Tag wurden alle geschoren, und nun sahen wir erst richtig wie Gefangene aus. Zwei oder drei Tage später war mit der Eisenbahn Abtransport. Alle Gefangenen, die durch den Marsch von Lorient nach Auray verletzt waren, konnten nicht mit. Da ich selbst betroffen war, wurde ich von den Kameraden, mit denen ich zuletzt im Einsatz zusammen war und von den Leuten vom Musikkorps getrennt. Ich habe vom Musikkorps bis zum heutigen Tag keinen mehr getroffen.

Wenn ich mich recht entsinne, erfolgte unser Transport ein oder zwei Tage später. Die Reise begann wohl an einem Montagabend. Man hatte uns vorher gesagt, dort, wo wir hinkommen, hat die SS gelegen. Der Ort hieß Oe und befindet sich in der Normandie. Jetzt konnten wir uns nur wünschen, dass sich die SS anständig betragen hatte. Einen nochmaligen Spießbrutenlauf wollten wir nicht erleben. Bevor es losging, bekamen wir unseren Reiseproviant, den wir natürlich gleich aufgegessen haben. Keiner von uns konnte ahnen, wie lange wir bis zum Ziel unterwegs sein würden. Sonnabend früh haben sie uns ausgeladen und als weitere Verpflegung auf der Fahrt bekamen wir nur Wasser. Es ist erstaunlich, was so ein Körper aushält.

Da wir nicht in der ersten Klasse reisen konnten, boten sie uns Kabrioletts, also offene Waggons, mit denen man vorher Kohlen befördert hatte, an. Dadurch, dass der Monat Mai 1945 so schön warm war, wir manchmal stundenlang auf offener Strecke standen und uns den Schweiß mit dem Kohlenstaub aus dem Gesicht wischten, sahen wir mit dem geschorenen Kopf aus wie kriminelle Verbrecher.

Am Bahnhof in Oe und auch beim Marsch ins nächste Gefangenenlager hat sich die Bevölkerung uns gegenüber fair verhalten. In einer ausgedienten Schule, wo in den Zimmern kein einziges Möbelstück stand, konnten wir unser müdes Haupt auf den Fußboden legen. Es war schon ein Fort-

schritt, denn bisher lagen wir auf der Erde. Einige Wochen haben wir dort verbracht, wo durch eine gezielte Kost von der Menge her, die Werbung zur Fremdenlegion Erfolg versprechen sollte. Ich komme darauf zurück, bei den zirka tausend Mann, die wir dorthin kamen, waren alle Berufe vorhanden. Nichts war schlimmer als der Hunger und dazu die Langeweile. Um die langen Abende zu verkürzen, stellten sich die Kameraden zur Verfügung und hielten Vorträge über verschiedene Themen. Es waren Akademiker, denen man heute noch Dank zollen müsste. Dabei muss ich an einen älteren Gefreiten denken, der immer mit unseren Militärärzten, die sich außerhalb des Stacheldrahtes bewegen durften, diskutierte. Es war ein Kamerad, der zum Soldat sein nicht geboren war. Seinen Gefreitenwinkel hatte er schief aufgenäht und alles an ihm war unsoldatisch. An einem Abend stand er vor uns und hielt einen Vortrag über französische Geschichte. Da haben wir aber gelauscht.

Ein weiterer älterer Kamerad, der schon den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte und das was sich hier abspielte schon kannte, schilderte uns an einem Abend seine Erlebnisse in der Fremdenlegion.

Für uns war dieser Vortrag sehr wichtig, denn eines Tages werden sie kommen, um uns zu werben. So war es auch. Als erstes wurde natürlich gutes Essen versprochen, dann kam die Rauchware und das viele Geld, was man bekäme. Mir ist nicht bekannt, dass einer von uns unterschrieben hat.

Einen Tag hieß es, wir bekommen vom schweizerischen Roten Kreuz eine Delegation, die eine Kontrollfunktion ausübt. Sage und schreibe, man solle es nicht glauben, an diesem Tage gab es Milchnudeln zu essen. Ich kannte zwar dieses Gericht nicht, trotzdem war es uns wie an einem Festtag.

Welche Vorteile dieser Besuch für uns brachte, blieb uns unbekannt. Unser aller Wunsch war es, so schnell wie möglich einer Arbeit zugeführt zu werden, um einmal mehr Verpflegung zu bekommen und des weiteren, tägliche Aufgaben zu erfüllen.

Die französische Lagerleitung stellte nun die Berufe von jedem einzelnen fest, um sich ein Bild für die optimale Arbeitseinsatzmöglichkeit der Gefangenen zu machen.

Wir wussten, dass in der Landwirtschaft viel Hilfe gebraucht wird, denn die meisten Männer von diesen Höfen sind noch als Kriegsgefangene in Deutschland und müssen zurückgeführt werden.

Jeder versuchte, auf seine Art zu Bauern zu kommen. Ich selbst habe den Franzosen erzählt, dass ich bei meinen Großeltern, die ein Bauerngut besaßen, aufgewachsen bin. Da bei meinen Worten alles erlogen war, konnte ich keinen glaubwürdigen Eindruck erwecken. Nach welchen Gesichtspunkten die Kommandos zusammengestellt und abtransportiert wurden, weiß ich nicht. Es blieben Berufe übrig wie Beamte, Akademiker, Studenten und künstlerische Berufe, zu denen ich mich zählen musste. Uns wurde gesagt, dass diese Berufsgruppen eine Arbeit bekommen, wofür man Finger-

fertigkeit benötigt. Jeder war nun gespannt, was das wohl sein könnte. Alle Möglichkeiten wurden angenommen nur nicht das, was letztlich auf uns zukam.

Mit 42 Mann wo ich dazu gehörte, wurden wir auf einem klapprigen Lastwagen in Richtung Küste transportiert, wo wir rechts und links, je näher wir an die Küste kamen, eingezäunte Felder mit Totenköpfen am Stacheldraht hängend sahen.

Ohne uns zu fragen, ob wir gewillt sind, diese gefährvolle Arbeit auszuführen, wurden wir zum Minenkommando gezwungen.

Das Ziel unserer Reise war Saint Pierre-en-Port, wo wir ein massives Häuschen mitten in einem verminten Feld vorfanden. Der Dachboden war ausgebaut und seitlich befand sich eine Waschküche mit Kessel, was für uns die Küche werden sollte.

Wie wir später erfuhren, gehörte dieses Anwesen einem reichen Franzosen, der das Haus als Sommersitz benutzte.

Nach unserer Ankunft wurden wir durch unseren Dolmetscher mit dem neuen Wachpersonal bekannt gemacht. Es waren junge Bengel, bis auf einen älteren Wachmann so um die vierzig Jahre alt, die uns manchmal sehr rüpelhaft gegenüberstanden. Bis auf ein kleines Zimmer, was für das Wachpersonal reserviert war und einige Möbel drin standen, waren alle weiteren Zimmer vollkommen leer.

Eines Tages bekamen wir Holz und unsere Experten konnten nun Doppelstockbetten anfertigen. Wenn wir zwar gewöhnt waren, auf dem Fußboden zu liegen, so war diese Neuanschaffung für uns ein großer Fortschritt. Neben den Betten konnten noch Stühle und Tische gezimmert werden.

Die Hauptsache, die vor uns lag, das Problem Minen, machte uns große Sorgen und brachte uns schlaflose Nächte. Nicht einen einzigen Pionier hatten wir unter uns, der ja von seiner Ausbildung her mit dem Teufelszeug zu tun hatte und sich dementsprechend auskannte. Lange hat es nicht gedauert, da stellte uns unser Dolmetscher zwei Herren vor, die sich Demineure nannten und sich auf dem Minengebiet als Kapazitäten ausgaben.

Eine ganze Woche haben sie mit uns Unterricht gemacht und uns die Minen vorgestellt, die in unserer Region verlegt worden sind. Des weiteren haben wir lernen müssen, wie gesucht, gefunden und entschärft wurde. Mit fünf verschiedenen Arten mussten wir uns auseinandersetzen: mit der Schützenmine, mit der Panzermine, mit der Schuhmine, mit der Stockmine und mit der Flaschenmine.

Jeglicher Text wurde französisch gesprochen und von unserem Dolmetscher ins Deutsche übersetzt. In dieser Woche hatte der Dolmetscher vollauf zu tun. Nur gut, dass wir einen Kameraden bei uns hatten, der ständig, wenn es notwendig war, dolmetschen konnte. Wie er uns selbst erzählte, war er

die ganzen Jahre in Paris beim Stab gewesen und nebenher bei einem reichen Fabrikanten ein- und ausgegangen. Schuld an diesem Zustand hatte die Tochter des Hauses, daher die guten Französischkenntnisse. Nun wieder zurück zu unserer Arbeit.

Für jedes Minenfeld existierte ein Plan, nach dem verlegt wurde. Natürlich durfte so ein Plan nicht in die Hände des Feindes geraten. Die Invasion wird der Grund gewesen sein, alle derartigen Pläne zu vernichten.

Wir stellten bei unserer Arbeit recht bald fest, dass immer nach einem Schema verlegt worden war. Wenn wir die ersten Reihen gefunden hatten, kannten wir uns aus. Leider war das nicht immer das Optimale. Man muss sich folgendes vorstellen: Das Suchen, das Finden, das Freilegen der Mine und das Entschärfen wurden von drei Mann erledigt. Der 1. Mann hatte das Minensuchgerät zu bedienen, der zweite Mann musste die Mine freilegen und entschärfen und der dritte Mann hatte die Aufgabe, mit dem Absperrband die Fläche zu fixieren, die minenfrei war. Dabei wurden jeden Tag die Aufgaben gewechselt. Sobald die Mine gefunden war, blieb nur derjenige am Tatort, der nun seine Arbeit verrichtete, wie freilegen, die Art des Zünders bestimmen und denselben herausschrauben. Sollten die Arbeitsgänge wegen Rostansatz zum Beispiel nicht möglich sein, musste die Mine gesprengt werden. Die zur Gruppe gehörenden Kameraden zwei und drei lagen in Entfernung auf dem Erdreich und hofften, dass da vorn alles gut geht. Wenn wir wissen, dass unser Kommando 42000 Minen entschärft hat, kann man sich vorstellen, wie viel Zeit wir dafür gebraucht haben.

Nicht jeden Tag konnten alle 42 Mann auf dem Feld sein. Schließlich mussten immer Leute für den Innendienst abgestellt werden und Kranke gab es auch ab und zu.

Da ich gerade von den Arbeitsgruppen sprach, und den ersten Mann mit dem Minensuchgerät vorstellte, noch ein paar Worte zum Gerät selbst.

Dieses Instrument amerikanischer Herkunft besitzt einen Teller, an einem langen Griff, der über das Erdreich in zirka 10 cm Höhe geführt wurde. Dieser Teller reagierte auf jegliches Metall und vermittelte optisch durch eine Skala und akustisch durch einen hohen oder tiefen Ton im Lautsprecher das Gefundene.

Es musste keine Mine sein, sondern ein Nagel zum Beispiel, dann war der Ausschlag der Nadel auf der Skala gering und der Ton hoch und leise. Mit Leichtsinnsinn konnte man dem vermeintlichen Nagel nicht begegnen. An dieser Stelle konnte eine Schuhmine liegen, die als Zünder nur die drei dünnen Stahlnadeln nach oben streckt. Wenn man darauf tritt, kann schon der Fuß durch die Detonation unbrauchbar werden.

Alle Landminen sind so konstruiert, dass der Mann, der die Detonation auslöst, entweder durch Tod oder eine Schwerstverwundung kampfunfähig wird.

Die Verschiedenartigkeit der Minen, setzte immer ein passendes Suchen und Entschärfen voraus. Da jede Art eigene Zünder besaß, musste von vornherein dementsprechend gearbeitet werden. Einen Druckzünder, der wie der Name schon besagt, auf Druck reagiert, konnte niemals von oben behandelt werden. Nur von der Seite her war die Möglichkeit, ihn unschädlich zu machen. Bei einem Zugzünder, wo der Splint von einem dünnen Draht, der sonst wo befestigt ist, in seiner Position gehalten wird, konnte man nicht einfach den Draht durchschneiden. In dem Moment, wo der Splint frei wird und der Stift nach unten saust, gibt es einen Funken und die Mine detoniert.

Die Arbeit auf dem Minenfeld war dann noch durch das lange Liegen der Minen im Boden erschwert. Nicht umsonst wurde das Minenräumen als Himmelfahrtskommando bezeichnet. Leider haben wir in Saint Pierre vier Tote und einige Schwer- und Leichtverletzte zu beklagen gehabt.

Da wir während des Einsatzes auf dem Minenfeld Schreibverbot hatten, also für unsere Angehörigen als vermisst galten, werden wohl die toten Kameraden auf das Konto des Krieges gegangen sein. An dieser Stelle möchte ich daran erinnern, dass ich sehr froh war, das Kriegsende zu erleben. Habe ich doch während des Einsatzes nur Angst gehabt. Jetzt, wo ein Kamerad, der den Krieg überlebt hat, in der Gefangenschaft sein Leben geben musste, bekam ich wieder das Angstgefühl.

Der Vorfall des ersten Toten bewirkte die Ablösung der beiden Demineure und gleichzeitig wurde für Ersatz gesorgt. Die beiden kommenden Demineure, die wieder mit Unterricht anfangen, hatten auch nicht das ewige Leben bei uns. Sie wurden durch den nächsten Unfall ebenso ausgewechselt und das wiederholte sich mehrmals.

Wenn der Anlass der Auswechslung nicht immer aus dem selben Grund war, so kann ich mich an folgendes erinnern. Immer am Wochenende, mussten die entschärften Minen an einem vorher bestimmten Platz gesprengt werden. Da gab es Vorschriften, wie viel Stück von jeder Sorte nacheinander gesprengt werden durfte. Wir hatten damals einen recht jungen Demineur bei uns, der an dem Sonnabend die Verantwortung trug. Vielleicht hatte sich der junge Mann mit seiner Liebsten verabredet und hatte wenig Zeit. Er ließ jedenfalls einige Minen mehr auf den Haufen packen und wir freuten uns schon, was da passieren würde. Nachdem durch die Sprengwirkung im benachbarten Dorf einige Fensterscheiben zu Bruch gegangen waren und einige Dächer Schaden erlitten, konnte er seine Sachen packen.

Der Wechsel wäre auch für die Wachmannschaft gut gewesen. Ich sprach schon davon, dass es meist jüngere Leute waren, die immer versuchten uns zu schikanieren.

An einem Sonntag wurde ich mit noch einem Kameraden abgestellt, um Ginster zu schneiden. So ein junger Bengel mit einem Gewehr auf der Schulter, passte auf. Für was oder für wen wir das machen mussten, hatte uns nicht zu interessieren. An der Stelle wo der Ginster stand, ging etwas unterhalb die Straße entlang. Dort standen zwei junge Mädchen mit dem Fahrrad in der Hand und freuten sich, wenn der Kerl mich wiederholt mit der Gerte auf den Rücken schlug. Lange habe ich mir das nicht angesehen, dann habe ich ihm unmissverständlich gesagt, er hat das zu unterlassen. Ich glaube, wenn damals mein Kumpel mich nicht zurückgehalten hätte, wäre ein Unglück geschehen.

Nicht nur die jungen Wachmänner waren zu uns böse, auch der Ältere machte keine Ausnahme. Wieder an einem Sonntag, musste ich mit einem Kameraden seinen Garten vom Unkraut befreien. Das war eine gute Gelegenheit, uns für die Schikanen zu revanchieren. Wenn wir auch beide vom Garten keine Ahnung hatten, so wussten wir doch zu unterscheiden, was Spalierobst und was Unkraut ist. Es ging ein Weg vom Eingangstor bis zum Ende des Gartens. Rechts und links vom Weg war dieser von Spalierobst eingefasst. Die Stämme, die wir mit unseren Haumessern umlegten, hatten ungefähr Armstärke. Als der Besitzer kam, um zu sehen, wie weit wir mit dem Unkraut sind, ist er bald in Ohnmacht gefallen. Er fragte entsetzt, was das für Bäume sind.

Was wir für einen Beruf haben, wollte er auch noch wissen. Der eine war Musiker und der andere Student. Das genügte ihm, uns dementsprechend einzuordnen. Noch mal steckte er seinen Kommandeur heraus, der ihm das Aus brachte. Wir hatten einen sechzehnjährigen Jungen in unseren Reihen, der, weil er keine Schuhe hatte, zum Innendienst eingeteilt war. Es war ausdrücklich vom oberen Chef angeordnet, das Betreten des Minenfeldes ohne Schuhe ist wegen des Fehlretens untersagt. Dieser ältere Wachmann befahl dem Jungen, er soll mit aufs Feld, auch wenn er nur Latschen an den Füßen hat. Als der Junge sich weigerte, nahm der Wachmann sein Gewehr von der Schulter und legte an. In diesem Moment schlossen wir uns um den Wachmann zu einem Kreis und ich glaube, wenn er nur entsichert hätte, wäre er von uns zu Tode getrampelt worden.

Gerade während der Auseinandersetzung kam der Oberchef mit dem Auto und fragte, warum wir noch nicht auf dem Minenfeld seien. Der Dolmetscher antwortete, worauf der Wachmann mit in die Wachstube musste. Er kam nach ein paar Minuten ohne Gewehr wieder heraus und wir sahen ihn nie wieder. Auch die jungen Wachmänner wurden einer nach dem anderen von den früheren französischen Soldaten, die aus deutscher Gefangenschaft kamen abgelöst.

Es mag im Herbst 1945 oder noch später gewesen sein, als ein französischer Kriegsgefangener eine deutsche Frau mitbrachte. Das war uns außer dem Spaß. Beide besuchten uns und eine Unterhaltung mit dieser Frau kam sehr schwerlich zustande. War doch unsere Erziehung sehr national.

Nun wurden wir von den ehemaligen französischen Kriegsgefangenen so behandelt, wie es doch die meisten in Deutschland erlebt haben. Ich kann mich noch gut an den Leiter der jetzigen Wachmannschaft erinnern. Er wurde mit Ökonom betitelt und war uns gegenüber sehr fair.

Die Tochter von ihm hatte in dieser Zeit Kommunion und er konnte jemanden gebrauchen, der für ihn die Einladungen schrieb. Weil ich vorher einen Aushang bzw. eine Liste für die Wachstube gefertigt hatte, wo man täglich die einzelnen Namen der Gefangenen durch Hin- und Herschieben des Pfeils sofort übersehen konnte zu welcher Arbeit sie eingeteilt waren, fiel die Wahl auf mich. Die Schrift hatte es ihm angetan, deswegen bat er mich, die Einladungen zu schreiben. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, zumal es im Lager weniger gefährlich war als auf dem Minenfeld. Als Dank dafür schenkte er mir etwas Tabak, was er zwar nicht brauchte, aber die Geste machte ihn sympathisch. Auch wenn er mit denen, die zum Innendienst eingeteilt waren, nach Brot zum Bäcker ging, hat er stets für uns Gefangene gesorgt. In diesem Bäckerladen standen die Brotstangen vor der Ladentafel. Bevor die Bäckersfrau den Laden betrat, hatte er schon ein paar Stangen in den Seesack hinein getan. Nun war sie da und er begann zu erzählen. Gott möge ihm verzeihen, er hat es für die Gefangenen getan. Des weiteren kam er jeden Monat zu mir mit der Abrechnung für seine Mitstreiter. Ich kann nach so langer Zeit nicht mehr nachvollziehen wie oft die Abrechnung gestimmt hat.

Nachdem wir nun von den früheren französischen Kriegsgefangenen, die in Deutschland waren und jeder einen anderen Dialekt sprach, bewacht wurden, entstand, man kann es bald so nennen, zwischen ihnen und uns ein fast freundschaftliches Verhältnis. Sie ließen uns in Frieden und wir machten ihnen keine Schwierigkeiten. Hatten wir Wünsche, versuchten sie uns diese zu erfüllen. Zum Beispiel haben wir versucht, wenn wir Freizeit hatten, uns in irgendwelcher Form zu beschäftigen. Ich habe einen Chor aufgebaut, der sich hören ließ. Vom deutschen Volkslied bis hin zum Filmschlager haben wir alles gesungen.

An unserem Haus ging ein Feldweg in Richtung Steilküste vorbei, der an jedem Wochenende von den Bewohnern des Ortes zum Spaziergang genutzt wurde. Die meisten Leute erreichten die Steilküste nicht, weil sie bei uns, wo wir sangen, stehen blieben und Beifall spendeten.

Im Laufe der Zeit kannte unsere jetzige Wachmannschaft jeden und wusste, was er im Zivilberuf war. Bei mir brauchte nicht lange geraten zu werden. Ich bin Musiker und musste in dieser Richtung für Beschäftigung sorgen. Also habe ich neben dem Chor einen Tanzkursus für alle, die es lernen

wollten, abgehalten. Dass es dabei viel Spaß gab, stand außer Zweifel. Unseren Chor habe ich schon vorgestellt, aber es sollte noch schöner werden.

Eines Tages kam ein Wachmann zu mir und brachte mir eine Geige. Es war keine Stradivari aber doch ein Instrument, worauf man spielen konnte und vor allen Dingen, worauf man üben konnte. Hatte ich doch die ganze Zeit, wo ich im Einsatz war, kein Instrument in der Hand gehabt. Nun sollte ich jeden Abend meinen Kameraden etwas vorspielen. Ich habe es gern getan, doch habe ich auch jede Möglichkeit genutzt um zu üben.

Meine musikalische Tätigkeit ging dann noch so weit, dass man mich innigst bat, am kommenden Sonntag für den erkrankten Organisten in der Kirche einzuspringen. Wenn es auch nicht die Orgel war, die ich bewältigen musste, sondern nur das Harmonium, war ich überfordert. Ich habe zugesagt und versucht, das Beste daraus zu machen. Nach dem Kirchendienst kamen der Pfarrer und noch andere Kirchgänger zu mir und fragten, ob in Deutschland der Ablauf eines Gottesdienstes anders gestaltet wird. Ich musste bejahen, weil ich doch aus einer evangelischen Gemeinde komme. Nur gut, dass ich nur einmal die Vertretung hatte.

Die Wechsel der Demineure hielten an, obwohl man ihnen die Unfälle nicht zur Last legen konnte. Jeder von uns wusste, wie man sich bei der Entschärfung zu verhalten hat. Alle Posten und Demineure waren immer außerhalb des Minenfeldes, damit sie bei einer eventuellen Explosion außer Reichweite waren. Es gab viele Ursachen die zu einem Unfall führten, nicht immer war es Leichtsinn.

Für die Kameraden, die nicht mehr unter uns sein konnten, musste Ersatz geschaffen werden. Die Leute kamen aus einem englischen Lager und aus einem amerikanischen Camp.

Die vom Engländer bei uns eintrafen, kamen mit dreimal Unterwäsche, einer tollen Woldecke ausgestattet und noch sonstigen Dingen, die unseren Franzosen auch gut zu Gesicht standen. Es wurde denen weggenommen und somit erreichten sie unser Niveau.

Um dem Leser aufzuzeigen, dass es verschiedenartig in den Kriegsgefangenenlagern zugeht, möchte ich auch zu ihrer Erheiterung Erlebnisse schildern, die uns von denen, die beim Engländer waren, erzählt wurden.

Wie bei uns auch, hatten die Gefangenen neben der englischen Aufsicht einen deutschen Lagerkommandant. Wollte ein Gefangener flüchten, dann meldete dieser dem deutschen Lagerführer seine Absicht und bekam dafür ein Dokument, worauf die Küche verpflichtet war, dem Flüchtigen Marschverpflegung auszuhändigen.

Wenn am nächsten Tag gezählt wurde, musste die Differenz dem englischen Lagerkommandanten bekannt gegeben werden. Dieser Offizier, ein Sportsmann durch und durch, der früher mit dem bekannten Mittel- und Langstreckler Nurmi aus Finnland gelaufen war, betrachtete das Flüchten von der sportlichen Seite und lobte immer den Mut.

Eine deutsche Flugzeugbesatzung, die ihre tägliche Arbeit als Gefangene auf einem englischen Flugplatz versah, benutzte zu ihrer Flucht eine englische Maschine. Darauf hat der gutartige ältere Offizier seine Enttäuschung kund getan und angeordnet, zukünftig englisches Eigentum hier zu lassen.

Die Kameraden, die von den Amerikanern kamen, hatten wieder andere Erlebnisse. In dem großen Gebäude, wo das Gefangenenlager untergebracht war, kam fast aus jedem Fenster Radiomusik. Das gab dem Ami zu denken und es setzte eine Razzia an. Die Apparate, die sie erwischten, schafften sie nach unten und stellten einen Posten davor. Wie es eben bei einer Ansammlung von vielen Menschen ist, sind viele Berufe vertreten, sogar ein Zauberkünstler war dabei. Dieser Zauberer holte dem Posten, der aufpassen sollte, Eier aus der Nase und sonstige Dinge, wo der Soldat so erstaunt war, dass er gar nicht merkte, wie hinter ihm die Radios wieder nach oben getragen wurden. Das Endergebnis war, dass der Vorgesetzte einen Fluch brüllte und das Vorhaben als erledigt betrachtete. Ich könnte noch mehr solche Episoden wiedergeben aber es sind Dinge, die ich nicht selbst erlebt habe. Alle diese lustigen Vorkommnisse ereigneten sich vor dem Kriegsende.

An einem Sonntagmorgen standen zwei Mann vor uns, die sich als neue Demineure vorstellten. Es waren zwei ältere Männer, ein Schwarzhaariger mit einem dunklen Teint, er könnte ein Südfranzose sein und der zweite ein blonder Mann, der nichts Französisches an sich hatte. Es war nun die fünfte Besetzung und wir waren neugierig, wie das nun weiter geht. Beide sprachen kein Wort deutsch, jegliche Verständigung ging nur über den Dolmetscher. Zunächst wollten sie wissen, wie wir im allgemeinen mit unserem Schicksal zurecht kommen. Wie unsere Verpflegung aussieht und ob wir Tabakwaren bekommen haben. Unser Dolmetscher hat die Fragen beantwortet, worauf der schwarzhaarige Franzose den Inhalt des Kessels, was ja das Mittagessen am Sonntag war, sehen wollte. Es schauten mehr Augen hinein als heraus und er konnte erkennen, dass es Wasser mit Stangenkohleinslage gab. Er machte kehrt und ging zum Ausgang hinaus. Nach einer gewissen Zeit kam er mit einem Rinderkopf zurück und gab unserem Koch, der eigentlich Tischler von Beruf war, die Anweisung, diesen Kopf mit zu verarbeiten. Daraus wurde eine Sonntagssuppe, die aber leider das Gegenteil auslöste. Durch die fettfreie Ernährung bisher ging das gut gemeinte nach hinten los. Das Versprechen, dass wir demnächst auch unsere Rauchwaren bekommen, wurde eingehalten. Wer den Tabak vorher geraucht hat, der uns schon früher zugestanden hat, können wir nur vermuten.

Am nächsten Tag also am Montag, begann wie schon so oft der Unterricht und ging bis zum Ende der Woche. Wir merkten aber sofort, dass die beiden das, was wir wissen müssen, bis aufs kleinste beherrschten. In der ganzen Woche musste alles vom Dolmetscher übersetzt werden. Am letzten Unterrichtstag sprach auf einmal der schwarzhaarige Franzose zum Dolmetscher - nein , so habe ich es nicht gesagt. Er fragte seinen Kollegen Jo, ob er das auch so gehört habe und bekam die Antwort ebenso in deutsch. Hier hat sich mal der Dolmetscher geirrt. Nun haben wir alle gestaunt, wie gut sie deutsch sprechen und waren natürlich neugierig, wer sie sind und wie sie heißen. Der schwarzhaarige Franzose war ein Hauptmann von den französischen Pionieren, der selbst als Kriegsgefangener jahrelang in Deutschland war und der blonde Mann war ein geborener Tscheche.

Wie er zu dieser Arbeit gekommen ist, weiß ich nicht. Der Franzose hieß Marcel mit dem Vornamen und der Tscheche Johannes. In den Monaten, wo die beiden bei uns waren, haben wir noch einen Unfall gehabt.

Die Verwundeten kamen immer sofort ins Krankenhaus nach Fécamp und wurden von einem Frontarzt, einem Chirurgen versorgt. Dieser deutsche Arzt hatte auf Grund seiner Erfahrung soviel Zuspruch, dass auch die Franzosen, die sich einer Operation unterziehen mussten, von ihm operiert werden wollten.

Fécamp war die Kreisstadt und immer wenn ein Arzt aufgesucht werden musste, ging es die ungefähr sechs Kilometer zu Fuß dort hin. Der Posten war mit dem Fahrrad dabei.

An irgend einem Tag brachte ein Wachmann eine Haarschneidemaschine ins Haus und gab sie mir. Vielleicht hatte ein Friseur im Dorf auf Elektrik umgestellt und braucht nun den Handbetrieb nicht mehr. Nun sollte ich auch meinen Kameraden die Haare schneiden. Viel abzuschneiden gab es nicht, waren wir doch ein gutes halbes Jahr vorher kahl geschoren worden. Wenn ich mein Geschäft auf hatte, war auch Kundschaft da. Die ersten Köpfe gelangen mir nicht gleich, aber die weiteren um so besser. Der Lohn der Arbeit betrug eine Zigarette für den Friseur.

In unseren paar Stunden Freizeit haben wir nicht nur gesungen, sondern wir haben uns auch anderweitig beschäftigt. Einen älteren Kameraden hatten wir unter uns, der im Zivilberuf Stenograph am Gericht und ledig war. Er kannte sich im Schachspiel, im Kartenspiel und überhaupt in dieser Branche aus. Darüber hinaus in einzelnen Schriftarten. Man konnte diesbezüglich viel von ihm lernen. Jeder von uns, der Interesse an irgend einem Spiel hatte und es lernen wollte, wusste wo der Meister ist. Viele haben sich mit dem Skatspielen auseinandergesetzt, wo wir als Erfolg Turniere spielten. Die Karten dafür, wurden von unseren Posten zusammen gebettelt.

Von unserem sechzehnjährigen Jungen habe ich schon erzählt, der Innendienst machen musste, weil er keine Schuhe hatte. Er stand oft am Türchen, wo es hinaus in die Freiheit ging und weinte. Es waren zwei Gründe, warum er weinte. Der erste Grund war der ständige Hunger, der ihn plagte, und zweitens hatte er Heimweh. Unweit von unserem Lager befand sich ein Bauerngut. Der Bauer war auch in deutscher Gefangenschaft gewesen und es ist ihm gut gegangen. Er kam des Öfteren zu uns rüber und unterhielt sich mit uns. Dabei ist ihm nicht entgangen, dass der Junge oftmals weinte und er nach dem Grund fragte. Was den Hunger betraf, da wollte er helfen, aber gegen das Heimweh konnte er nichts tun. Er hat sich an unseren Ökonom gewandt, ob er den Jungen Sonntags bekommen kann, der ihm seinen Hof fegt und sonstiges macht, dafür soll er zu essen bekommen. Es wurde ihm gestattet und nun konnte sich unser Jüngster satt essen. Abends gab er ihm noch Schnitten mit, so dass wir manchmal was abbekamen.

Wenn wir früh zum Minenfeld durch das Dorf marschierten und uns Bewohner des Dorfes begegneten, so konnte man nicht mehr von unserem Erzfeind sprechen. Ich hatte den Eindruck, dass man uns wohlwollend ansah. Unserem Kommando, die wir die Felder den Bauern durch unser Entminen zurückgaben, konnte man wohl nicht böse sein. Wir haben es oft erlebt, dass eine junge Frau mit einem kurzen Haarschnitt, was damals nicht die Mode war, mit dem Fahrrad an uns vorbeifuhr und wenn sie uns überholt hatte, ließ sie Brot oder Zigaretten fallen. Die im ersten Glied hoben es auf und es wurde verteilt. Die Posten, die uns begleiten mussten, sahen weg und erzählten uns, dass das junge Mädchen mit einem deutschen Feldwebel, der sich auch in Gefangenschaft befindet, verlobt sei und nach seiner Entlassung mit nach Deutschland möchte. Nach Kriegsende hat man dem Mädchen, weil es sich mit einem Deutschen abgegeben hat die Haare abgeschnitten.

Ortsansässige Bauern, die zur Erntezeit Unterstützung brauchten, kamen zu unserem Ökonom und baten, er möge so und so viel Mann schicken. Für die ganztägige Verpflegung sei gesorgt. Die ersten Kameraden die dort hin gingen, waren zur Rapsernte eingesetzt. Der Bauer, der auch in Deutschland als Gefangener war, hat für ein gutes Essen gesorgt. Es gab sogar nach dem Mittagessen Schokoladenpudding, wie uns unsere Leute berichteten. Für uns waren diese Einsätze willkommene Abwechslungen. Natürlich war bei allen die Esserei die Hauptsache. An dem nächsten Sonntag den Gott werden ließ, war ich mit eingeteilt, worauf ich mich schon freute. Wir kamen hin und wurden von der Bäuerin begrüßt. Ein freundliches Gesicht machte sie nicht gerade und vom Bauern war nichts zu sehen. Die Bäuerin bot uns als Frühstück einen Teller Mehlsuppe an, die bis zum Mittag ausreichen sollte. Das zweite Frühstück, was auf dem Rapsfeld stattfand, galt nur für die Franzosen. Die saßen da mit Stangenbrot, Butter, Käse und Rotwein. In uns kochte es schon. Zum Mittag ging

es hinein ins Gehöft, wo wir wie schon früh morgens an einem gesonderten Tisch Pellkartoffeln mit Hering bekamen. Nach getaner Arbeit gegen Abend wurden wir noch einmal zum Essen eingeladen und man servierte uns Pellkartoffeln. Allerdings mit dem Unterschied, dass es nichts dazu gab. Darüber war unser Posten so erbost, dass er die Butter vom Tisch nahm an dem die Franzosen saßen, uns dieselbe herüber stellte und der Bäuerin kund tat, dass sie zum letzten Male Unterstützung von uns bekommen hat. Im Nachhinein erzählte uns der Posten, dass der Bauer in der Stadt war. Wenn er zugegen gewesen wäre, hätte es mit der Esserei nicht so ein Malheur gegeben. Keiner von uns ist noch mal da gewesen.

Wenn wir uns im Laufe der Zeit an vieles gewöhnen mussten, aber an das Ungeziefer nicht. Zurzeit wo wir noch im Einsatz waren, plagten uns die Flöhe. Sie bevorzugten meist die Oberschenkel, wo sie in uns die größten Feinde besaßen. Wir haben eine Routine bei der Vernichtung dieser Lebewesen entwickelt, dass es keine Chance für sie zum Überleben gab. Ich hätte nicht zählen wollen, wie viel ich allein erledigt habe.

Was wir damals und auch heute als noch erstaunenswert empfanden, war, als wir die erste Laus bekamen, gab es keinen Floh mehr. Die beiden Gattungen vertrugen sich wohl nicht. Es waren Kleiderläuse, wo wir mit Mitteln die uns die Franzosen anboten nicht zum Erfolg kamen. Wir haben uns nackt ausgezogen, alle Klamotten in einem großen Kessel gekocht und hatten die Hoffnung, auf diese Weise den Läusen Herr zu werden. Leider hatten wir auch mit dieser Methode keinen Erfolg. Uns konnte nur noch das amerikanische Läusepulver helfen.

Eines Tages erfuhren wir, dass die Amerikaner ein großes Camp auflösen und wir als Kriegsgefangene uns Dinge holen können, die wir nötig brauchen. An erster Stelle stand natürlich das Läusepulver und alles andere, was für uns wichtig war. Ich selbst hatte nicht die Möglichkeit, mitzugehen, und kann nur das wiedergeben, was meine Kameraden mir erzählt haben. Es ist ein riesengroßes Gelände gewesen, was die Amerikaner für ihren Nachschub genutzt haben. Da war vom Nylon-Damenstrumpf, schon damals hatten sie Frauen in der Armee, bis zum Lastkraftwagen alles vorhanden. Damit die LKWs unbrauchbar für die Franzosen waren, hatte man die Motoren durchgeschweißt. Vieles andere wie Kleidung, Schuhe, alles was zur soldatischen Ausrüstung gehörte, wurde mit LKWs zu einem Platz transportiert, wo es verbrannt wurde. Wir als Gefangene, konnten uns nehmen was wir brauchten.

Das Be- und Entladen der LKWs wurde von den deutschen Kriegsgefangenen ausgeführt. Wenn ein Franzose in die Nähe kam und was haben wollte, konnte es passieren, dass man ihm auf die Finger klopfte. Wenn er dann sich beim Amerikaner, der die Aufsicht hatte, beschweren wollte, konnte er

noch schlimmere Dinge erfahren. Wieder ein Beweis dafür, dass der Amerikaner, wie ich schon mal andeutete, mit dem Franzosen nichts zu tun haben wollte. Unsere Kumpels haben eingepackt, was nur möglich war und ich bekam eine amerikanische Uniform, bestehend aus einem Blouson, Hose und ein paar Schuhe. Auf dem Blouson war leider auf dem Rücken PW aufgedruckt. Das musste natürlich heraus geschnitten und gewendet werden. Verantwortlich für diesen Arbeitsgang war ein gelernter Schneider, den wir auch unter uns hatten. Wenn ich die Sachen anzog, hätte man meinen können, ich sei ein Ami!

Von der Jahreszeit her müsste es bald Winter werden, obwohl man im Norden von Frankreich nicht mit einem Winter mit Schnee rechnen muss. Die Temperaturen werden allerdings niedriger. Somit ging auch das Entminen langsamer voran. In Kürze hatten wir Weihnachten. Das erste friedliche Weihnachtsfest nach dem schrecklichen Krieg. Unsere Wachmänner hatten sich was einfallen lassen, um uns eine Freude zu machen. Alle Geschäftsleute im Ort hatten sie aufgesucht und darum gebeten, für die Kriegsgefangenen eine Spende zu entrichten. Wir haben gestaunt, was da alles ankam. Vom Drogisten z.B. Zahnpflegemittel oder für die Rasur Pinsel, Seife usw. Vom Bäcker oder Fleischer Produkte, die sie herstellten. Wir konnten also auch fern von der Heimat das Weihnachtsfest mit Geschenken erleben.

Bald schrieben wir das Jahr 1946 und unsere Aufgabe in Saint Pierre war fast zu Ende. Es war ein Grund, uns zu gestatten, mit unseren Angehörigen zu korrespondieren.

Nicht nur Ärzte, die das rote Kreuz auf weißem Grund als Armbinde trugen, befanden sich außerhalb des Stacheldrahtes, auch Pfarrer, die das blaue Kreuz auf weißem Grund hatten, befanden sich außerhalb des Lagers. Sie liefen von Lager zu Lager, hielten Gottesdienst ab und hatten die angenehme Aufgabe, die Post mitzubringen. Einmal wagte es ein junger Posten, dem Gottesdienst beizuwohnen. Er wurde sofort vom Pfarrer darauf aufmerksam gemacht, dass wenn man ein Gotteshaus betritt, die Mütze vom Kopf zu nehmen ist und das Gewehr, was er bei sich trug, bei einem Gottesdienst nichts zu suchen hat. So schnell wie er herein kam, so schnell war er auch wieder draußen.

Wie lange wir noch in Saint-Pierre zu tun hatten, darauf kann ich mich nicht mehr besinnen. Eines aber ist mir noch gegenwärtig, unser Marcel, der Hauptmann von der französischen Armee musste seinen Dienst bei uns beenden und wieder seinen aktiven Dienst antreten. Monate später war auf einmal nachts ein Krach, wo wir alle munter wurden. Marcel war bei einer Dienstreise in unsere Nähe gekommen und hat uns in alter Verbundenheit aufgesucht. Bei allen war die Wiedersehensfreude groß. Ob damals der Johannes, der geborene Tscheche auch mit Marcel seinen Dienst bei uns quit-

tiert hat, ist mir nicht mehr gegenwärtig. Jedenfalls haben die Nachfolger für mich einen blassen Eindruck hinterlassen.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo ich die Geige zurückgeben musste, weil das Lager in Saint-Pierre aufgelöst wurde.

Auch für die Franzosen war der Zeitpunkt gekommen, wo sie ihr Versprechen einzulösen hatten. Die Oberen von der Minengesellschaft versprachen uns, dass wir nach Beendigung unserer Aufgaben in Saint-Pierre entlassen werden. Davon hörten wir nichts mehr, im Gegenteil, wir traten die Reise nach Saint Valléry-en-Caux an. Dort befanden sich Hunderte von Gefangenen und man konnte meinen, dass es sich neben einer Stammbesetzung um ein Durchgangslager handelt. Sie hatten Möglichkeiten, sich sportlich oder künstlerisch zu betätigen. Sogar ein kleines Orchester gab es. Von wem die Instrumente und Noten stammen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Schon bei der Ankunft stellten wir fest, dass alle ziemlich gut genährt waren. Es wurde uns erzählt, dass die Frau vom Herrn Bürgermeister eine Engländerin ist und im Stadtparlament es durchgesetzt hat, neben der Verpflegung von der Minengesellschaft, von der Stadt noch eine Portion zusätzlich zu geben.

In dieser Zeit, wo wir in Saint Valéry waren, jährte sich der Tag der Invasion, wo an diesem Ort schottische Regimenter im Einsatz waren. Die Festlichkeiten, die von der Stadt aus durchgeführt wurden, mussten wir als Gefangene vorbereiten. Ein großes Zelt musste aufgebaut werden, drinnen die Tische und Bänke gestellt werden, sogar ein Klavier war vorhanden. Während meine Kumpels alles an Ort und Stelle richteten, habe ich mich mit dem Klavier beschäftigt, was den Kumpels nicht unangenehm war. Am übernächsten Tag nach der Feier musste nun alles wieder abgebaut werden und vor allen Dingen gab es viel zu säubern.

Mit meinen fast achtzig Jahren habe ich in diesem Lager meine bisher einzige Ohnmacht erlebt. Wenn wir die Erlaubnis erhielten, an den Strand zu gehen, haben wir die Austern von den Steinen mit Hilfe eines Messers getrennt und in verschiedenen Variationen gegessen. Entweder sauer eingelegt, wenn Essig vorhanden war, oder geröstet, wenn man an irgend einen Ofen heran konnte. Bei dieser Ernte von Austern mussten wir von Stein zu Stein springen, und ich rutschte von einem Stein ab und fand mich in einem tiefen Loch wieder. Dabei habe ich mir den linken Fuß aufgeschlagen, es hat geblutet. Aber ich habe dem keine Bedeutung beigemessen. Nach Tagen fing der Fuß an, dick zu werden, und ich musste einen Sanitäter aufsuchen. Der hat natürlich den Eiterstöpsel gesehen und mir gesagt, den müssen wir herausholen. Ich saß auf einem Hocker, irgendwie vorher betäuben, das ging nicht, weil kein Mittel dafür vorhanden war, und er ging rigoros mit einer Pinzette in die Wunde hinein und holte den Eiterstock heraus. Bei diesem Schmerz bin ich vom Hocker gekippt, bin mit

dem Kopf auf den Fußboden geknallt und war sofort wieder bei Sinnen. Hinterher tat mir der Kopf mehr weh als der Fuß. In die Wunde bekam ich Antibiotika-Puder und somit konnte nichts mehr passieren. Dieses Puder, was aussah wie klarer Zucker, nur bräunlich, hatte jeder amerikanische Soldat bei sich.

Wie lange wir in diesem Lager waren, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich habe mich bei denen, die Musik machten, für eine Geige interessiert, die nicht klang. Die Kumpels hatten nichts dagegen, wenn ich sie mitnahm. Für sie war sie wertlos. Ich habe nur einmal hingeschaut, und wusste warum sie nicht klingen konnte und nahm sie mit. Es war eine alte Pariser Geige, ein schönes Instrument welches einen geteilten Boden hatte. Der Boden war auf und musste verleimt werden.

Wie es damals war, jeder hatte in seinem Brotbeutel persönliche Dinge, die er mit sich herum trug. Zum Glück hatte unser Koch, der doch Tischler war, eine Tafel Kaltleim in seinem Brotbeutel, die nun ihrer Bestimmung zugeführt werden konnte. Wenn auch keine Zwingen zum Zusammenhalten vorhanden waren, musste ein Strick als Ersatz gewonnen werden. Wie ich es vermutet und gehofft habe, nach dem Trockenprozess klang die Geige und sie hat mich bis zum Ende der Gefangenschaft begleitet. Gern hätte ich sie mit nach Hause genommen, aber darauf komme ich noch zu sprechen.

Weil wir in diesem Lager nicht lange gewesen sind, habe ich wenig Erlebnisse gehabt und weiß dementsprechend auch wenig zu berichten. Auf einmal hieß es: Im Elsass, wo die Franzosen entmint haben, ist eine Kuh auf der Weide in die Luft geflogen und wir haben die Aufgabe, diese Felder zu kontrollieren.

Die Zeit war gekommen, wo wir vielleicht mit dreißig bis vierzig Mann die Reise nach dem Elsass antraten. Den Namen des Ortes, von wo aus wir ins nächste Lager mussten, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass vor uns russische Kriegsgefangene in den Baracken gehaust haben. Die Unterkunft war für einen Menschen unwürdig.

Nicht alle Kameraden, die mit mussten, waren vorher in Saint-Pierre gewesen. Für mich war die neue Besetzung ein Gewinn. Ein Kumpel besaß eine Gitarre, und obwohl er kein Profi war, reichte sein Können für unsere Hausmusik aus.

Im allgemeinen habe ich an das Lager wenig Erinnerungen. Wenn wir bei gutem Wetter die Schornsteine im Saargebiet rauchen sahen, so besaß der Gedanke zur Flucht absolute Priorität. Die Wachmannschaft hier im Elsass war zweisprachig, wo wir keinen Dolmetscher brauchten. Ich kann mich noch an den deutschen Lagerführer erinnern, der, wie wir, viel Ärger mit der französischen Lagerführung hatte. Im Zivilleben war unser Lagerführer ein hoher Beamter der Reichsbahn.

Auch in diesem Gefangenenlager bekamen wir eines Tages Besuch aus der Schweiz vom Roten Kreuz. Die Schwierigkeit war weniger die Behandlung, die wir erfuhren, sondern wie so oft die Verpflegung. Man konnte meinen, dass fremde Schweine aus dem Trog mit fressen. Zum Glück sprach der Beamte von der Reichsbahn nicht nur französisch sondern auch englisch. Er redete also mit den Schweizern englisch und konnte alles das, was gesagt werden musste, denen vermitteln. Ob sich daraufhin etwas geändert hat, ich kann mich nicht entsinnen.

Bei unseren Vorgängern müssen Russen dabei gewesen sein, die auch die Flucht im Auge hatten. Unter den Dielenbrettern haben wir einen Gang entdeckt, der nach draußen führte. Leider war dieser Gang noch nicht fertig und für uns nicht akzeptabel.

Also mussten wir einen anderen Weg wählen. Wenn ich von „wir“ spreche, so stand damals schon fest, mit wem ich die Reise antrete. Es musste doch ein Kumpel sein, der ungefähr dasselbe Ziel wie ich ansteuerte. Da kam zunächst schon die russische oder wie man damals sagte, die sowjetische Besatzungszone in Frage. Er wollte nach Görlitz und hieß Heinz Hennig, und ich nach Jena, weil doch meine Heimat Schlesien polnisch geworden war. Dieses Vorhaben hat sich natürlich über Wochen und Monate hingezogen. Alles, was eintreten konnte, musste bedacht sein. Ich wollte unbedingt die Geige mit nach Hause nehmen, denn daheim brauchte ich sie. Aber wie könnte ich das anstellen? Ein Kamerad der mit in Saint-Pierre war, besaß einen Regenumhang. Er kam damals als Ersatz für nicht mehr einsetzbare Leute aus englischer Gefangenschaft zu uns und brachte denselben mit.

Diesen Umhang hat er mir geborgt, weil ich jeden Tag meine Geige darunter hatte, falls es eine Gelegenheit gab, zu türmen.

Zwischenzeitlich war unserem Jüngsten, ich habe davon berichtet, der immer in Saint-Pierre am Zaun stand und wegen Hunger und Heimweh weinte und der mit uns in den Elsass kam, die Flucht geglückt. Er soll als Schuljunge mit einem Ranzen auf dem Rücken das Weite gesucht haben und ist daheim angekommen. Solche Nachrichten haben uns beflügelt.

An einem trüben Novembertag 1946 kamen wir wie immer an die Stelle, wo unsere Minensuchapparate in einer mit Stroh voll gestapelten Scheune über Nacht untergebracht waren. Ich fand ein Loch im Stroh, wo ich meine Geige, im Kasten natürlich, hinein legte. Das Ziel war: Am Tage türmen, wenn es finster ist zurück zur Scheune und die Geige holen. Im November wird es zeitig finster und die Grenze war ungefähr dreißig km entfernt. Also konnten wir noch vor Mitternacht an der französisch deutschen Grenze sein.

An dem Tag, wo ich zur Flucht ansetzen wollte, hielt mich mein Mitstreiter zurück. Er sah, dass ein oberer Chef von der Minengesellschaft hinter mir den Weg hochkam, was ich in dem Moment nicht

erspähen konnte. Also kam ich nach Feierabend mit allen anderen zurück und mein Schutzengel hatte mich wieder vor dem Schlimmsten bewahrt.

Was war nun tagsüber passiert? Weil ja niemals die Posten mit auf das Minenfeld gingen und es in der Jahreszeit kalt war, hat sich ein Posten vor der Scheune ein Feuerchen gemacht, sich davor gesetzt, um nicht zu frieren. Im Laufe des Tages hatte er ein Huhn gackern gehört, war dem Gackern nachgegangen in der Hoffnung, das gelegte Ei zu finden. Er sah ein Loch im Stroh, griff hinein, um das Ei an sich zu nehmen und entdeckte meine Geige. Natürlich war ihm sofort mein Vorhaben klar.

Man hätte einen Posten dort hingestellt und wenn ich gekommen wäre, konnte er schießen. Dieser Schuss wäre rechtmäßig gewesen, denn bei Flucht besteht Schießbefehl. Nun kam ich aber mit dem anderen zurück, wodurch eine ganz andere Situation entstand. Prompt kam die Frage an mich gerichtet, was ich mit der Geige auf dem Minenfeld wollte. Meine Antwort war: „In der Pause wollte ich komponieren und dazu brauchte ich das Instrument.“ Ob er mir die Antwort abgenommen hat oder nicht, das war mir egal. Von den Dingen hatte er sowieso keine Ahnung. Die Strafe, die ich erhalten hätte, wäre für den Posten als Bumerang zurückgekommen.

Mit dem Kameraden, den ich im Elsass kennen lernte und der eine sehr gute Gitarre spielte, habe ich oft musiziert. Nicht nur unseren Leuten hat es gefallen, sondern auch dem Wachpersonal. Der eine Posten, um den es sich dreht, nahm uns beide zu einer Geburtstagsfeier mit nach draußen, was natürlich verboten war. Er wird sich auch an den Abend erinnern haben und nahm mir nur die Geige weg. Das Vorhaben, die Flucht, wurde durch diese Dinge angekurbelt und jede Möglichkeit in Erwägung gezogen. Ohne die Geige zu verbergen, musste ich weiter den Regenumhang tragen, ob es schlechtes Wetter war oder ob die Sonne schien. Ich durfte nicht den Eindruck erwecken, dass die Vermutung, die das Wachpersonal hatte, eines Tages wahr würde.

Was diesbezüglich erwähnenswert war, ist die Tatsache, dass ein Posten, dem ein Gefangener durch Flucht verloren ging, eine große Summe an Geld bezahlen musste und derjenige, der einen Flüchtling einfing die Summe als Anerkennung bekam. Also wurde tüchtig aufgepasst.

Ständig haben wir alle Eventualitäten, die unsere Flucht beeinträchtigen konnten durchgesprochen und nach Lösungen gesucht. Kameraden, die von unserem Vorhaben Kenntnis hatten, standen stets mit Rat und Tat zur Seite. Es wurde uns Geld angeboten, was ja in Deutschland noch Gültigkeit hatte. Ein Kamerad der aus Worms stammte, gab uns seine Anschrift. Wir sollen dort, wenn nötig übernachten, seine Frau von ihm herzlich grüßen und sie bitten, uns bei der Überwindung des Rheins zu helfen. Solche Angebote wurden selbstverständlich von uns dankend angenommen.

## Die Flucht

Es war am 13. November 1946, an einem trüben, nebeligen Tag, der gute Voraussetzungen für die Flucht versprach. Diese Möglichkeit haben wir im späten Nachmittag ausgenutzt.

Einen Nachteil hatte dieser Tag, wir mussten früh morgens auf ein anderes Feld, welches von der Grenze weiter entfernt lag. Trotzdem bestand der Vorteil darin, dass sich ein Wald an das Feld anschloss. Als Reiseproviant hatte jeder von uns zwei Scheiben Brot. Ich hatte die zwei Scheiben im Regenmantel stecken, den ich beim Flüchten von mir warf. Fremdes Eigentum konnte ich doch nicht mitnehmen. Nun hatten wir beide für die große Reise nur noch jeder eine Scheibe und wir haben trotzdem überlebt.

Ein gegenseitiges Ansehen mit einem Wink genügte, um den Start in die Freiheit zu beginnen.

Wir ließen das Gerät was zur Arbeit gehörte fallen und rannten schätzungsweise fünfhundert Meter über das freie Feld in Richtung Wald. Mein Kumpel Heinz Hennig meinte, sie haben nach uns geschossen, ich selbst habe es vielleicht vor Aufregung nicht wahrgenommen.

Nach Erreichen des Waldes, konnten wir uns nicht erst von dem Lauf ausruhen. Wir mussten annehmen, dass uns unser Wachpersonal nachsetzt. Beide sind wir gelaufen, was das Zeug hielt. Auf einmal fanden wir ein Loch, was aussah wie ein Schützenloch. Dort sprangen wir hinein und tarnten uns mit den herumliegenden Ästen. Ausgeharrt haben wir da drinnen bis es dunkel war, und nun wagten wir, die Reise fortzusetzen.

Es ist nicht einfach, im Wald die Richtung zu finden, geschweige noch, wenn es dunkel ist. Nach mehrstündigem Laufen, wo wir Hindernisse wie Brombeerhecken und nasse Waldstücke durchqueren mussten, kamen wir an einem Steinbruch heran, was für uns erst mal halt bedeutete.

Wir sahen, dass da unten Licht war und konnten eine Schranke erkennen. Das war für uns das Zeichen, hier muss ein Grenzübergang sein. Jetzt erkannten wir auch den Posten und mussten leider feststellen, dass es ein französischer Beamter war. Das konnte nicht unser Ziel sein. Wir sind nach links ausgewichen und sahen in der Ferne Licht, was Straßenbeleuchtungen sein konnten. Mit flinken Schritten erreichten wir ein Dorf und wussten immer noch nicht, ob wir uns in Deutschland oder noch in Frankreich befanden.

Der Leser möge es mir nachsehen, dass ich mich nicht mehr an alle Orte erinnern kann, die auf unserer Flucht zwar eine Rolle gespielt haben, aber für uns zeitlich gesehen nur eine Zäsur von einigen Stunden waren. Es mag gegen 23 Uhr gewesen sein, wo sich wenige Leute auf der Straße befanden. Auch war Vorsicht geboten, wenn wir jemanden um Auskunft baten. Schließlich befanden wir uns immer noch auf einem Gebiet, das französische Besatzungszone war. Für uns war es ratsam, sich an Frauen zu wenden und man soll es nicht für möglich halten, es liefen uns zwei Damen über den Weg. Mit den Fragen: „Sind wir hier in Deutschland?“ und „Wie heißt der Ort?“ haben wir sie angesprochen. Beide junge Frauen schauten uns von oben bis unten an, gaben aber keine Antwort. Zugegeben, wir werden keinen guten Eindruck gemacht haben. In den Klamotten, die wir an hatten, sahen wir aus wie die Amis und die Reise bis hierher hatte auch ihre Spuren hinterlassen. Erstaunt waren beide, dass wir als Amerikaner so ein gutes deutsch sprachen. Nun hatte eine der Frauen den Mut, uns zu fragen: „Wer sind sie und was wollen sie?“ „Wir sind deutsche Kriegsgefangene und befinden uns auf der Flucht!“ war unsere Antwort. Mit diesen Worten verloren die beiden Frauen die Angst und fingen an, mit uns zu reden. Die Ältere lud uns mit nach Hause ein, wo sie telefonisch mit ihrem Vater sprechen wollte. So ganz recht war uns das nicht, hatten wir doch die Sorge, im französischen Sektor noch erwischt zu werden. Beide haben uns sofort beruhigt, es geht nur um das Schlafen heute Nacht. Auf dem Wege zur Wohnung erzählten sie uns, dass sie Freundinnen seien und aus dem Kino kämen. Die Wohnungsinhaberin war eine Kriegswitwe, weswegen sie eine eigene Wohnung hatte. Nach dem Anruf daheim dauerte es nicht lange, da stand uns ihr Vater gegenüber. Er wusste schon, wer wir sind, machte nicht viel Worte und forderte uns auf, mitzukommen. Nachdem wir daheim mit großem Appetit das verspeist hatten was uns seine Frau, also die Mutter, vorgesetzt hatte, boten sie uns ein Bett an, das weiß bezogen war. Wir mussten uns zwar darein teilen, hätten uns aber nicht träumen lassen, dass wir gleich die erste Nacht auf der Flucht in einem Bett schlafen können. Am nächsten frühen Morgen zeigte uns der Logisvater den Weg zum Bahnhof, wo wir zum Kauf der Fahrkarten auf das Geld, was uns unsere Kumpels im Lager geschenkt hatten, zurückgreifen konnten. Unser nächstes Ziel war Worms am Rhein. Dort sollten wir die Frau des Kumpels aus dem letzten Lager aufsuchen und die Grüße bestellen. Die Fahrt mit der Eisenbahn war von kurzer Dauer. Der Zug blieb stehen, die Lokomotive koppelte ab und fuhr davon. Nachdem eine Weile vergangen war und wir einige Leute aussteigen sahen, fragten wir Mitreisende was das zu bedeuten habe. „Wer weiß wo die Lok. gebraucht wird. Es dauert manchmal eine Stunde, es kann aber auch mehrere Stunden dauern.“, war die Antwort.

Die Ungewissheit konnten wir nicht gebrauchen und stiegen aus. Vor uns lag ein größerer Ort oder eine Kleinstadt, wo wir uns nicht getrauten, dort hinein zu laufen. Den erstbesten Weg der in den Wald führte, benutzten wir in der Hoffnung, im Wald eine Fährte zu finden, die um den Ort herum geht.

Bei diesem Suchen trafen wir eine Frau mit zwei Kindern und einem Leiterwagen, der fast gefüllt war mit Brennholz. Um nicht fehl zu gehen, fragten wir nach einem Weg im Wald der um den Ort herumführte. Zunächst stutzte sie und schaute uns wie die beiden Damen einen Abend vorher von oben bis unten an. Im ersten Moment wird sie gedacht haben, es stehen zwei Amerikaner vor ihr und eine Antwort bekamen wir nicht.

Schon einen Abend vorher, sind wir durch unsere Kleidung für amerikanische Soldaten gehalten worden. Schnell haben wir ihr gesagt woher wir kommen und wohin wir wollen. Daraufhin bat sie uns, den Leiterwagen mit zu schieben und erst mal mit ihr nach Hause zu kommen.

Die beiden Kinder, die mit waren, hatten noch nicht das Alter, ihrer Mutter zu helfen. Also ab ging die Post, und wir kamen in ein Grundstück mit einem Einfamilienhaus, was ihr Eigentum war. Nicht schlecht staunten wir, dass uns noch weitere drei Kinder vorgestellt wurden. Die älteste Tochter war 21 Jahre alt. Der Vater, ein Eisenbahner, war in Ausübung seines Berufes tödlich verunglückt.

Unsere Reise sollte nun fortgesetzt werden und wir wollten uns verabschieden. Das ging überhaupt nicht. „Ihr wisst doch gar nicht, wo ihr die kommende Nacht schlafen könnt, ihr habt nichts zu essen und überhaupt erst mal wird hier geblieben.“ Das waren die Argumente. Sind denn alle Saarländer so hilfsbereit? Noch in einer Nachkriegszeit, da es kaum etwas zu essen gab und fünf Kinder erst mal satt werden wollten. Wir wurden aber aufgenommen als gehörten wir zur Familie, und jeder sprach uns, nachdem wir uns vorgestellt hatten, mit unseren Vornamen an. Als wir am dritten Tag wieder den Versuch machten, weiter zu reisen, kam die älteste Tochter auf die Idee, unsere Kleidung, die doch amerikanischer Herkunft war, blau einzufärben. Wir sollten nicht aussehen wie die amerikanischen Soldaten. Gesagt, getan, ich bekam von ihr einen dunkelblauen Trainingsanzug zum Anziehen und was mein Kumpel Heinz anzog, weiß ich nicht mehr.

Gerade an dem Abend bat mich die Frau Mutter, zur Mühle zu gehen und den Müller um etwas Mehl zu bitten. Ich könnte gern sagen, wer mich schickt und wer ich bin.

Die Mühle befand sich an der Stirnseite einer Sackgasse, wo schon als ich hinkam, einige Leute vor der verschlossenen Tür standen und es wurden ständig mehr.

Auf einmal kam ein Auto mit vollem Scheinwerferlicht auf die Mühle zugefahren, drehte kurz vor den Leuten, die da standen um und leuchtete nun die gesamte Gasse aus. Irgend ein Uniformierter

sprang heraus, pochte an die Tür und schrie: „Aufmachen, Gendarmerie!“ In dem Moment, wo ich das hörte, gab es für mich nur das Eine: Kehrt und verschwinden! Ich rannte von der Mühle weg und war aber durch das Licht vom Auto zu sehen.

Dieser Offizier oder was er war, bemerkte es und schrie mir nach: „Stehen bleiben oder ich schieße!“ Als ich das Durchladen hörte, die Geräusche waren mir noch sehr bekannt, blieb ich stehen, ging zurück und der Gendarm kam auf mich zu.

Ich stand nun mit geborgtem Trainingsanzug da, musste abwarten, was jetzt werden wird und schon kam die erste Frage: „Wie heißen Sie?“ Ich sagte meinen Namen; „Wo wohnen Sie?“, auch die Straße konnte ich ihm nennen. „Was wollen Sie hier?“ Ich sagte ihm Hühnerfutter holen, worauf er ungläubig nach meinem Ausweis verlangte. Alle Taschen meines Anzuges habe ich umgedreht, konnte aber den Ausweis nicht finden. Daraufhin befahl er: „Sie melden sich morgen früh um 7.00 Uhr auf der Kommandantur in Homburg!“

Er drehte sich um, ging in die Richtung zur Mühle, wo kein Mensch mehr stand, und ich ging ohne ein Gramm Mehl in unser Asyl. Im Nachhinein stelle ich mir die Frage: Was wäre geschehen, wenn ich mit den amerikanischen Klamotten dagestanden hätte, was konnte passieren, wenn ich nicht stehen geblieben wäre und wer hat mir gesagt, dass ich nach Hühnerfutter fragen soll?

Auch heute kann ich darauf keine Antwort finden.

Mit der Nachricht, dass ich mich am nächsten Morgen auf der Kommandantur in Homburg zu melden hatte, kam ich zurück. Ach du lieber Gott, in der ganzen Familie löste die Nachricht eine Aufregung aus. Alle fingen sie an zu weinen und die gefärbten Sachen mussten trocken gebügelt werden. Ich glaube, die halbe Nacht hat die große Tochter gebügelt, damit wir den Frühzug nehmen konnten. Zum Abschied nach dem Frühstück gab mir die einundzwanzigjährige Tochter einen Briefumschlag in die Hand mit der Bitte, erst dann den Umschlag zu öffnen, wenn der Zug fährt.

Ich habe mich daran gehalten und was kam heraus? Ein Bild von ihr mit dem Satz auf der Rückseite „Von Deinem Schutzengel“ dazu noch ein 50-Mark-Schein, den wir für das Fahrgeld gut gebrauchen konnten.

Ob der Beamte auf der Homburger Kommandantur immer noch auf mich wartet? Frisch gebügelt und dunkelblau ausstaffiert traten wir die Reise nach Worms an. Ohne Zwischenfall erreichten wir unser Ziel und suchten nach der Wohnung unseres Kumpels aus dem Lager. Endlich fanden wir sie und konnten seiner Frau die herzlichsten Grüße von ihrem Mann übermitteln. Sie nahm die Grüße mit großer Freude entgegen und wie verständlich, wollte sie mehr wissen. Woher kommen Sie, wie geht es meinem Mann, in welchem Lager befindet sich mein Mann und vor allen Dingen, wann wird

er entlassen? Wir konnten auf alle Fragen antworten und haben uns dadurch legitimiert. Nun bat sie uns, einzutreten und die Unterhaltung ging im selben Sinne weiter. Zwischendurch war es draußen dunkel geworden und wir hofften, dass sie uns einlädt, für eine Nacht Quartier zu geben.

Ihre Frage, wie es morgen mit uns weiter gehen sollte, war für uns der Anlass, unsere Sorge auszusprechen. Wie kommen wir über den Rhein? Das Problem kann nur einer lösen: „Herr sowieso ist Polizist und wohnt in unserem Haus ganz oben“, war ihre Antwort.

„Er macht Dienst an der Fähre und kann Euch vielleicht helfen.“ Wir gingen nach oben, hatten das Glück, er machte uns auf, wir stellten uns vor und brachten unser Anliegen zu Gehör. Daraufhin bat er uns einzutreten und wir konnten ihm seine Fragen beantworten. Er war ein starker Raucher und dabei kam uns folgendes zu Gute. Die plötzliche Verlegung von Saint Vallery nach dem Elsass hatte zur Folge, dass unsere Tabakration für das Quartal ausgeblieben war. Noch kurz vor unserer Flucht konnten wir dieselbe in Empfang nehmen. Selbstverständlich hatten wir das mitgenommen und konnten als Gegenleistung so ein Päckchen Tabak anbieten. Daraufhin machte er uns den Vorschlag, morgen früh um fünf Uhr an der Fähre zu sein. „Ich werde euch darauf lassen, aber was drüben geschieht, darauf habe ich keinen Einfluss“, meinte er. Wir wollen hoffen, dass wie so oft zur ersten Fähre kein Franzose da ist. Gesagt, getan, er hatte seinen Tabak und wir gingen nach unten mit der Meinung „ein junger Mensch muss Glück haben“.

Am nächsten Morgen, es kann gegen fünf Uhr gewesen sein, standen wir zwei an der Anlegestelle und wurden von dem Beamten heran beordert. Wir setzten über und wurden drüben von zwei amerikanischen Soldaten, die ihre Kontrollpflicht ausübten, zur Seite genommen. Jeder Arbeiter zeigte seinen Ausweis, nur wir hatten so etwas nicht. Nachdem der letzte Fahrgast die Fähre verlassen hatte, kam einer der beiden zu uns und fragte im einigermaßen guten Deutsch wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir wollen.

„Aus französischer Gefangenschaft, aus der wir geflohen sind, und wir wollen nach dem Osten“, antworteten wir. Als er unser Ziel, die vom Russen besetzte Zone hörte, zeigte er uns einen Vogel. Hätten wir damals gewusst, dass uns wieder fünfzig Jahre Diktatur vorbestimmt sind, ob wir uns dann anders entschieden hätten? Hinterher ist man immer schlauer.

Wir liefen jedenfalls zum Bahnhof und nahmen den erstbesten Zug in Richtung Osten. Bis Frankfurt am Main kamen wir, und da saßen wir erst mal fest. Im Wartesaal, wo wir es uns gemütlich machen wollten, war ein reges Treiben im Gange, was wir uns gar nicht erklären konnten. Dann kamen wir dahinter, es war ja wie eine Tauschzentrale, und wir sollten Recht behalten. Auf einmal gingen alle Türen zum Wartesaal auf und die amerikanische Militärpolizei kam herein. Im Moment war eine

Stille in dem Saal. Alle Tauschobjekte verschwanden in Taschen oder Beuteln und wir beide verschwanden aus Angst nach draußen. Schnell haben wir den Fahrplan Abfahrtsplan studiert und den nächsten Zug natürlich nach dem Osten genutzt. Wieweit wir nun gekommen sind, wie die Station hieß, wo wir den Zug verlassen mussten, kann ich nicht mehr in mein Gedächtnis zurückrufen.

Ich weiß nur noch, dass wir zu Fuß eine Strecke zurücklegen mussten, um in die Ostzone, die von den Sowjets besetzt war, zu gelangen. Wenn wir geglaubt haben, dass die Überwindung des Rheins für uns das Schwierigste bedeutete, es hatte sich ja zum Glück für uns sehr günstig gestaltet, so mussten wir jetzt unsere Meinung revidieren.

Wir kamen nun an die Werra heran und mussten darüber hinweg. Der Fluss war damals Zonengrenze und alle Brücken waren bewacht. In dem Ort, wo wir uns nun befanden, war so eine Brücke, aber wie kommen wir darüber? Der Posten auf der Mitte der Brücke stand stur, den Blick nach dem Westen gerichtet, wie ein Denkmal auf einer Stelle. Wir wissen, dass schon die Annäherung an die Zonengrenze verboten war. Wer konnte uns dabei helfen?

Viele Einwohner in dem Dorf haben wir gefragt, und alle hätten gern gewollt, aber sie wussten nicht wie. Bis wir auf einen Mann aufmerksam gemacht wurden, der schon vor uns, vielleicht so einen kleinen Grenzverkehr aufgezogen hat und uns helfen wollte. Im Nachhinein kann ich mir vorstellen, dass er nicht viel Kundschaft gehabt hat. Denn die Richtung von West nach Ost war bestimmt nicht so oft gefragt. Mag es gewesen sein wie es will, er war auch, wie der Polizist in Worms, ein Raucher und das Päckchen Tabak war für ihn erstrebenswert.

Dafür führte er uns bis an die Brücke heran, natürlich im Dunkeln und jetzt begann für uns die Schwierigkeit, in der Eisenkonstruktion unter der Fahrbahn uns durchzuhangeln bis wir glaubten, in östlicher Richtung hinter dem Posten auf der Brücke zu sein. Wir haben uns dann seitlich hoch gehievt und befanden uns, wie gehofft, hinter dem Posten.

Nur gut, dass die Russen nur nach dem Westen schauten, so konnten wir ungestört unseren Fußmarsch zum nächsten Bahnhof fortsetzen.

Wenn wir in den letzten Tagen nichts zu essen hatten, obwohl wir es gewöhnt waren, plagte uns der Hunger ganz erheblich. Wir erreichten einen Bahnhof, fuhren mit einem Zug in die östliche Richtung und kamen bis Jena.

Zwischenzeitlich war wohl Mitternacht überschritten und wir gingen in den Wartesaal, um uns von den Strapazen auszuruhen. Auf einmal passierte das Gleiche wie in Frankfurt. Es kam die sowjetische Militärpolizei herein und für uns galt der Befehl: „Hinaus! Was wäre gewesen, wenn sie Ausweise kontrolliert hätten, und wir uns nicht ausweisen konnten? Es war nicht auszudenken. Jetzt

standen wir wieder hundemüde vor dem Bahnhof und entdeckten einen Bauwagen, in dem eine Kerze brannte. Nach unserem Anklopfen erschien ein älterer Mann in der Tür und wollte wissen was wir wollen. Ganz kurz haben wir ihn verständigt, wer wir sind, und dass wir uns auf der Flucht befinden.

Im Wartesaal können wir nicht verweilen, weil die Militärpolizei dort ihr Unwesen treibt. Wir können uns nicht ausweisen und da besteht für uns größte Vorsicht. Er bat uns, hereinzukommen, wollte viel von uns wissen und ging zu einem Schrank. Ob er uns das angesehen hat, dass wir einen riesigen Hunger hatten, er kam mit einem Stück Brot, beschmiert mit Rübensaft und es schmeckte wie die beste Torte.

Mein Kumpel nahm von da aus den Zug, der nach Görlitz fuhr. Er konnte nach Hause, weil er im westlichen Teil von Görlitz also westlich der Neiße daheim war. Ich selbst hatte meine Heimat verloren und nun wurde an dieser Stelle polnisch gesprochen.

Der Aufenthalt in Jena begann mit Behördengängen, ich musste mich um einen Ausweis bemühen. Zu der damaligen Zeit, wo es noch keine DDR, einen selbständigen Staat gab, wurde alles von der Besatzungsmacht gesteuert und entschieden.

Ich konnte froh sein, dass man mich nicht in ein Gefangenenlager in die Sowjetunion schickte, sondern in die Quarantäne, ob es vierzehn Tage oder vier Wochen waren, weiß ich nicht mehr. In diesen Tagen hat man meine Legitimationen erarbeitet und am Schluss der Quarantäne ausgehändigt. Erst jetzt war ich wieder ein deutscher Bürger.

## **Nachwort**

Für das Glück, bis auf die Schäden nervlicher Natur, mit heilen Gliedmaßen nach Hause zu kommen, danke ich der „Vorsehung“ oder „Gott“, ganz gleich wie Sie es nennen wollen und verbinde meine Dankbarkeit mit der Hoffnung, dass zukünftig unsere Nachkommen solche böse Zeiten nicht mehr erleben mögen.

An dieser Stelle wäre es unverzeihlich, nicht an die Person zu denken, die ständig um ihren Jungen gebangt hat, mit der Hoffnung, ihm möge nichts passieren. Meine Mutter, Gott habe sie selig! Während der Festungszeit, wo sie kein Lebenszeichen mehr von mir erhielt, hat sie in ihrer Angst nach Wilhelmshaven geschrieben und darum gebeten, man möchte ihr mitteilen, wie es ihrem Sohn geht. Ihrer Bitte wurde entsprochen mit der Antwort, dass es mir gut geht und ich wegen Tapferkeit vor dem Feind befördert wurde. Obwohl ich zur damaligen Zeit keine Kenntnis davon hatte, hätte ich dem keine Bedeutung zugemessen. Ich bin kein Held gewesen und wäre auch nie einer geworden. In meinen Reminiszenzen habe ich mit voller Absicht nicht über weitere Kampfhandlungen, die ich durchstehen musste, berichtet. Das haben unsere Medien zu Genüge getan.

Am Schluss meiner Jugenderinnerungen denke ich an Frau Kristina Büttner, die trotz ihrer schweren Krankheit von Anfang an den Wunsch hegte, die erforderlichen Schreibarbeiten zu übernehmen. Keiner von uns kann es ermessen, mit welchen Schmerzen sie am Computer saß, um ihr Versprechen einzulösen. Wenn ich meine Worte des Dankes nur noch postum zum Ausdruck bringen darf, so verbleiben mir stets die Erinnerungen an eine tapfere Frau.